

Buchbesprechungen

Michael Bienert: Das Kammergericht in Berlin. Orte – Prozesse – Ereignisse, hrsg. von dem Präsidenten des Kammergerichts, 2. Aufl. Berlin: vbb 2018. 192 S., 132 Abb.

Hinter der imposanten Fassade des Justizpalastes im Kleistpark arbeitet das Berliner Kammergericht, das wie kaum eine andere Institution die Höhen und Tiefen der deutschen Justizgeschichte symbolisiert. Als Oberlandesgericht ist es heute in Zivil- und Strafsachen vornehmlich als Rechtsmittelinstanz des Landgerichts und der Berliner Amtsgerichte tätig. 140 Richterinnen und Richter, die sich auf 34 Senate verteilen und von 360 Mitarbeitern unterstützt werden, widmen sich der anspruchsvollen Aufgabe, jene „nie abreißende Prozessflut“ (S. 16) zu bewältigen, mit der nahezu jedes Gericht der Gegenwart zu kämpfen hat. In den am Kammergericht anhängigen Verfahren spiegelt sich die ganze Bandbreite gesellschaftlicher Konfliktlagen, von Problemen der Internetkommunikation in Zeiten von Social Media über die Unterstützung terroristischer Vereinigungen wie des „Islamischen Staats“ bis zur Höhe der Stornierungsgebühren von Flugesellschaften. Michael Bienert hat einen flüssig geschriebenen und ansprechend illustrierten Band vorgelegt, um die wechselvolle Geschichte der Institution, die als ältestes kontinuierlich arbeitendes Gericht Deutschlands gilt, einer breiteren Öffentlichkeit näherzubringen. Chronologisch schlägt er hierzu einen Bogen von der ersten urkundlichen Erwähnung des Kammergerichts im Jahre 1468 bis zur Einführung der elektronischen Akte 2018. Dabei wird die Entwicklung des Gerichts in Form von Kurzkapiteln präsentiert, die Schlaglichter auf einzelne Verfahren, Personen und Ereignisse werfen und durch Zeitleisten ergänzt werden. Entstanden ist auf diese Weise ein ausgesprochen gelungenes Buch, das weit mehr ist als eine Jubelschrift, da es sich nicht im Anekdotischen erschöpft, sondern den Leser anhand konkreter Beispiele mit grundlegenden Problemen der Rechtsprechung vertraut macht und dabei auch die Schattenseiten der Geschichte nicht ausspart. Der stadtopographische Befund, wonach das Kammergericht zunächst im Stadtschloss tagte, nach einigen Zwischenstationen von 1735 bis 1913 im Collegienhaus in der Lindenstraße untergebracht war und sodann in den Palast im Kleistpark umzog, könnte als Ausdruck einer kontinuierlichen Emanzipation von der politischen Macht gelesen werden. Der Weg zu Rechtsstaat und richterlicher Unabhängigkeit war allerdings kein Selbstläufer. Es gab Richter, die ihn mutig beschritten, etwa die durch Friedrich den Großen im Zuge des Müller-Arnold-Prozesses inhaftierten Räte, der gegenüber dem preußischen Justizministerium standhaft auftretende Kammergerichtsrat E.T.A. Hoffmann oder Eduard Tigges, der es 1933 vorzog, als Kammergerichtspräsident in den vorzeitigen Ruhestand zu gehen, um nicht zum Handlanger der Barbarei zu werden. Das Gebäude im Kleistpark erzählt aber auch die Geschichte von Juristen, die zu Werkzeugen des Unrechts wurden. Nach 1933 mutierte das Gericht innerhalb kurzer Zeit von einer Stätte des Rechts zu einer Institution des Terrors, das zwischen 1943 und 1945 mindestens 68 Todesurteile fällte, die zumeist in der Haftanstalt Plötzensee vollstreckt wurden. Den Tiefpunkt in der Geschichte des Justizpalastes bildete der Schauprozess, den der Volksgerichtshof unter Roland Freisler im August 1944 gegen die Männer des 20. Juli veranstaltete. Und wie auch andernorts wurde die Rolle der Justiz im Dritten Reich auch mit Blick auf das Kammergericht nach 1945 lange verdrängt oder beschönigt. Das Anwesen im Kleistpark übernahmen derweil der Alliierte Kontrollrat und der Internationale Militärgerichtshof, der in Nürnberg den Prozess gegen die NS-Kriegsverbrecher führte. Nachdem der Kontrollrat 1948 im einsetzenden Kalten Krieg zerbrochen war, standen weite Teile des Gebäudes, in dem 1971 das Vier-Mächte-Abkommen unterzeichnet wurde, leer. Das Westberliner Kammergericht musste in das Gebäude des ehemaligen Reichsmilitärgerichts am Lietzensee ausweichen und sah sich seit den 1970er Jahren verstärkt mit der Aufarbeitung des NS-Unrechts konfrontiert, während die Terroristenprozesse zuvor unbekannte Sicherheitsvorkehrungen nötig machten. Dennoch fiel mit Kammergerichtspräsident Günter von Drenkmann im November 1974 ein sozialdemokratischer Jurist, der sich in der NS-Zeit absolut

untadelig verhalten hatte, dem verblendeten Terror zum Opfer. Seit 1991 ist das Kammergericht, das sich in den vergangenen Jahrzehnten von einem „exklusiven Herrenclub“ (S. 127) zu einer Behörde mit hohem Frauenanteil wandelte, wieder im Kleistpark ansässig. Im Interview mit dem Autor wünscht sich der amtierende Kammergerichtspräsident Bernd Pickel ein stärkeres Interesse der Gesellschaft an der Alltagsarbeit der Justiz im und für den Rechtsstaat (S. 168). Der anzuzeigende Band ist gewiss dazu geeignet, hierzu einen Beitrag zu leisten. Als Rezensent füge ich hinzu: Es wäre wünschenswert, wenn sich auch Clio mehr für Justitia interessieren würde. Denn jenseits einzelner Verfahren und einer starken Fixierung auf die Perspektive der Prozessparteien liegt bei der Analyse der institutionengeschichtlichen und organisationssoziologischen Dimension von Rechtsprechung epochenübergreifend noch vieles im Dunkeln. Wie Gerichte als Behörden im Alltag arbeiten und wie sie zu ihren Entscheidungen gelangen, davon hat die Geschichtswissenschaft nur verschwommene Vorstellungen. Allzu oft erscheinen Gerichte deshalb noch immer als Orakel im Rechtsstaat. Dass es sich bei der Institutionengeschichte von Gerichten um einen ausgesprochen lohnenden Forschungsgegenstand handelt, zeigt Michael Bienert am Beispiel des Kammergerichts jedenfalls auf eindrucksvolle Weise.

Tobias Schenk

Werner Coch: Die Rathenower Möbel-Industrie mit ihrem Schwerpunkt „neuzera“. Rathenow: Selbstverlag 2019. 120 S., zahlr. Abb. (= Rathenower Heimatkalender, Sonderausg. 3).

Werner Coch, Hobby-Historiker aus Rathenow, hat sich mit Geschick und Leidenschaft einer besonderen Wirtschaftsbranche angenommen und eine Untersuchung zur Geschichte der Rathenower Möbelfabrikation veröffentlicht. Zugrunde liegen bislang nur privat zugängliche Quellen ehemaliger Mitarbeiter, welche der heute in Trebbin lebende Fritz Peschka dem Rathenower Heimatbund zur Verfügung gestellt hat: Neben zahlreichen Fotografien hat Coch insbesondere auf die Erinnerungsberichte ehemaliger leitender Mitarbeiter – Willi Schmidt und Karl-Hermann Fischer – zurückgreifen können, die noch durch Peschkas persönliche Mitteilungen angereichert wurden.

Werner Coch betrachtet in seiner Broschüre auf 120 Seiten weitgehend chronologisch die lokale Geschichte der Möbelfabrikation. Als Vorgängerbetriebe weist er seit Mitte des 19. Jahrhunderts verschiedene Handwerksbetriebe und kleinere Fabriken nach, darunter Sägewerke, Tischlereien, Leisten- und Furnierhersteller, Holzhandlungen und schließlich erste Möbelfabriken, welche bereits in den 1870er Jahren als „bodenständige Holzindustrie“ zusammengefasst wurden. Diese statteten nicht nur die Gaststätten der Umgebung aus, sondern schufen neben gediegenen Einzelmöbeln für Haus & Büro auch Möbelsets und schließlich Ausstattungen für ganze Schlaf- und Speisezimmer oder auch Sitzungssäle.

Während die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts noch von Vielfalt und Aufbruchstimmung geprägt waren, ist über die Zeit des Nationalsozialismus wenig bekannt. Das Ende der Kriegs- und Kampfhandlungen im Mai 1945 offenbarte die Stadt in Trümmern und damit auch kaum arbeitsfähige Betriebe. Um defekte Funkwagen der sowjetischen Kommandantur zu reparieren, wurde zunächst eine Tischlerei wieder in Betrieb genommen. Als bald wurden hier auch Pflüge und Handwagen hergestellt – und damit die Basis für eine neue Holz- und Möbelfabrikation gelegt. Nach und nach nahmen weitere Tischlereien und Möbelfabriken ihre Arbeit auf und beteiligten sich maßgeblich am Wiederaufbau der Stadt. Die Neubauten am Platz der Jugend wurden mit Türen, Zwischenwänden und Einbauschränken ausgestattet, und auch das wiedererrichtete Kaufhaus glänzte mit neuen Fenstern, Türen und einer soliden Inneneinrichtung.

Zunächst unter dem Verbund verschiedener Kreisbaubetriebe Westhavelland firmierend, wurde 1952 eine Abteilung Möbelbau ausgegliedert, die VEB (K) Möbelwerkstätten Rathenow, welche im Logo „Möwe-Erzeugnis“ führte. Neben der Herstellung von Schreibtischen widmete man sich der Fabrikation von Wohnzimmermöbeln. Zum Modell „Helga“ gesellte sich der Wohnzimmerschrank „Möwe“, der bald eine Sortimentserweiterung mit kleinen Couch- und Büchertischen erfuhr. Die Kleinmöbelfabrikation wurde 1957 endgültig aufgegeben und das Modell „Möwe“ weiterentwickelt:

In einige Anrichten wurden von ansässigen Glasereien Aquarien eingelassen. 1958 schlossen sich alle holzbe- und verarbeitenden Betriebe des Kreises zum VEB (K) Rathenower Holzindustrielle zusammen, indem verschiedene Sägewerke, aber auch die Sargfabrik Milow angegliedert wurden. Anfang der 1960er Jahre, als der Übergang von der handwerklichen zur industriellen Produktion vollzogen wurde, begann der Ausbau eines beträchtlich dimensionierten Werkes an der Milower Landstraße. Bald wurden Exportaufträge in die Sowjetunion im Umfang von 5.000 Wohnzimmern realisiert, während für den Binnenhandel 3.400 Stück gefertigt wurden (1963). Die Produktion erfuhr im Laufe der Jahre eine Verdichtung, sodass 1966 monatlich schon 1.000 Wohnzimmer und 25.500 Särge gefertigt werden konnten. 1967 wurden mehrere Betriebsstätten eingegliedert, darunter der VEB Holzhandel Nauen mit den Betriebsteilen in Nauen, Friesack und Falkensee sowie die VEB Möbelwerkstätten Borkheide. Aus Gründen rationellerer Arbeitsabläufe und besserer Kooperationsbedingungen wurde 1970 das neue volkseigene und bezirksgeleitete Möbelkombinat „neuzera“ aus fünf Betrieben mit zahlreichen Betriebsstätten geboren. Als Sitz der Kombinatleitung wurde Rathenow gewählt. Große strukturelle und produktionsbezogene Einschnitte brachte das Jahr 1979. Seit einem Jahr waren republikweit die Vereinigungen Volkseigener Betriebe aufgelöst worden, um von einem dreistufigen zum zweistufigen Leitungssystem überzugehen, und immer mehr Betriebe wurden zu Kombinatn zusammengefasst. So wurden sieben zentral geleitete Möbelkombinate gebildet und „neuzera“ dem Möbelkombinat Berlin zugeordnet. Die Möbelindustrie produzierte zwar auch für den Binnenhandel, zum Abnehmerschwerpunkt entwickelte sich jedoch die Sowjetunion. Als die dortigen Exportmärkte nach 1990 wegfielen, hatte dies Auswirkungen auf die Möbelindustrie. Im Juni 1990 kam der Betrieb in Treuhandverwaltung und trennte sich von allen Betriebsteilen. Die Produktion wurde im nun überdimensionierten Maschinenpark auf Kleinserien umgestellt. Doch die Absatzmärkte schwanden. 1992 wurde der Betrieb an eine holländische Beteiligungsgesellschaft verkauft, die noch versuchte, die Maschinen in eigene Firmen abzutransportieren. Weitere durch die Treuhand verursachte beschämende Kapitel folgten, denn auch die angebotene Sanierung durch verbliebene Mitarbeiter wurde nicht unterstützt, sodass 1995 die Gesamtvollstreckung anstand. Damit endete in Rathenow eine 140-jährige Erfolgsgeschichte.

Die vorliegende Publikation ist keine wissenschaftliche Untersuchung, jedoch eine gut lesbare, von den ehemaligen Mitarbeitern liebevoll zusammengetragene Dokumentation und damit nicht zuletzt Beschreibung ihres beträchtlichen Lebenswerkes. Durch die reichhaltige Bebilderung kann sie auch Unbeteiligten ein lebendiges Stück Geschichte dieser Branche und ihrer Protagonisten vermitteln. Rathenows Geschichtsinteressierte kommen dabei ebenso auf ihre Kosten wie Wirtschaftshistoriker, welche aus solchen lokalen Quellen weitere Studien entstehen lassen können. *Ines Oberling*

Karin Felix: Ich war hier – Zdes' byl. Die Graffitis im Reichstagsgebäude. Berlin: bpb 2019. 296 S., zahlr. Abb.

Mehr als siebenhundert kreuz und quer, groß und klein geschriebene Namen sind noch heute für die Besucherinnen und Gäste an den Wänden des Reichstagsgebäudes zu sehen. Angehörige der Roten Armee haben sie im Frühsommer 1945 hier hinterlassen. Auf beinahe wundersame Weise sind diese Graffitis erhalten geblieben und haben den starken Zerstörungen am Gebäude sowie dem Zerfall vergangener Jahrzehnte getrotzt. Dank der Umbauarbeiten der 1960er Jahre, als dünne Paneele vor die Wände geschraubt wurden, sind diese Schriften unabsichtlich geschützt und erhalten geblieben. Nun verkünden sie eine modern anmutende Zeitzugenschaft. Sowohl einfache Soldaten als auch höhere Dienstränge verewigten sich und ihre Kameraden namentlich mit Stolz und vielleicht noch im Siegestaumel. Sie schrieben mit allem, was ihnen in die Finger kam: verbranntem Holz, farbiger Kreide. Einige ergänzten gar Dienstränge und Losungen, Emotionen, Jahreszahlen, Ortsangaben und Marschrouten – ein Kompass erlebter Geschichte. Die Rückbauarbeiten der 1990er Jahre legten die Schriften frei. In erfolgreicher Abstimmung zwischen Bauherren, Denkmalpflegern und der russischen Botschaft wurden die Überbleibsel jener Zeit im Reichstagsgebäude gesichert.

Der engagierten Besucherbetreuerin im Reichstagsgebäude, Karin Felix, haben wir die vorliegende Bilddokumentation mit wissenschaftlicher Begleitung zu verdanken. Denn wiederholt zeigten die Besucherinnen und Gäste nicht nur während ihrer Führungen starkes Interesse an diesen anschaulichen Zeugen der Geschichte. Manche der Angehörigen lieferten Karin Felix auch vielseitige Informationen zu den Schicksalen der dort verewigten Soldaten. So ausgestattet gelang es ihr, manchen der Inschriften ein Stück Leben einzuhauen.

Das Buch gliedert sich zunächst in einen Abriss zum militärhistorischen Hintergrund und eine Einführung zur Geschichte des Reichstagsgebäudes mitsamt seinen Umbauphasen. Sodann folgen einzelne Lebensläufe und vielfältige Kontextinformationen. Ihrer nun als Hauptteil folgenden Dokumentation sind ein Modell des Gebäudes und die Gliederung nach Flügeln, Ebenen und Treppenhäusern vorangestellt. Fundortgenau schließen sich auf fast 150 Seiten die Abbildungen mit den Namenszügen an. Ergänzt wird das Buch durch ein Namensregister.

Hier ist in mühevoller systematischer Arbeit eine beeindruckende Dokumentation entstanden. Motivation gaben der Autorin nicht nur die persönlichen positiven Begegnungen mit Besuchern bzw. den Angehörigen. Sie wollte diesem Abschnitt deutscher Geschichte durch die Erinnerungen sowjetischer Soldaten ein eigenes Puzzleteil beisteuern – das ist Karin Felix gelungen.

Ines Oberling

Aribert Giesche/Karl-Ludwig Lange: Die Häuser der Bölschestraße in Berlin-Friedrichshagen.

Eine Dokumentation 1753–2015. Berlin: Lukas Verlag 2018. 503 S., zahlr. Abb. (= Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, N.F. 9).

Seit der Gründung der Kolonie Friedrichshagen im Jahr 1753 bis in die Gegenwart blieb der zunächst schlicht „Dorfstraße“, ab 1871 in „Friedrichstraße“ und 1947 in „Bölschestraße“ umbenannte Verkehrsweg die Hauptachse der Siedlung, deren Bewohner nach den Intentionen des preußischen Königs die Berliner Textilproduktion durch die Herstellung von Garnen unterstützen sollten. Dafür wurden auf königlichem Forstland von dem Generalunternehmer Johann Friedrich Pfeiffer an der schnurgeraden aus dem Wald auf den Müggelsee zulaufenden Straße, die bald mit vier Maulbeerbaumreihen bepflanzt wurde, auf jeder Straßenseite 25 Doppelhäuser und ein zentraler Platz errichtet und jeweils im Anschluss an die Hausstelle mit einem Garten- und Ackergrundstück versehen. Dies geschah mit bescheidenen Mitteln. Die Häuser waren von einfachster Bauart. Der Lehnsherr des Ortes – der Generalunternehmer – hatte zudem das Monopol auf den Verkauf von Brot und anderen Lebensmitteln sowie auf den Branntweinausschank. Bereits 1754 wurde er seiner Ämter enthoben, verließ – zu einer mehrjährigen Festungsstrafe verurteilt – den preußischen Staat und wurde als Professor in Mainz zu einem Begründer der deutschen Nationalökonomie.

Die Siedlung veränderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts und entwickelte sich durch einen Eisenbahnanchluss sowie ihre Lage im östlich der Stadt gelegenen Wald- und Seengebiet zu einem beliebten Berliner Vorort. Die hier beschriebene Straße bildete ab 1920 den Kern eines lebendigen Stadtteilzentrums im Bezirk Köpenick von Berlin und blieb es bis heute. Trotz aller Veränderungen und Umbrüche in den letzten 265 Jahren blieb die Straße in ihrer Breite und in Teilen sogar in der Parzellenstruktur erhalten.

In einem in jeder Hinsicht gewichtigen großformatigen Werk mit seinen über 500 Seiten wird im ersten Teil von Aribert Giesche die Bau-, Besitz- und Nutzungsgeschichte der inzwischen 137 Grundstücke in der Straße behandelt. Der Autor führt zunächst in die Entwicklung des Ortsteils seit seiner Gründung ein und legt zugleich eine Typologie des Friedrichshagener Hausbaus vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert sowie wichtige Ortspläne vor. Auf die Übersicht folgt der nach Umfang und Inhalt wichtigste Abschnitt, die Dokumentation der Grundstücke Bölschestraße 1 bis 137. Wesentlich aus den Bauakten erarbeitet, aber auch unter Hinzuziehung weiterer Archivalien und Hilfsmittel wird für jedes Grundstück eine ausführliche Geschichtsdarstellung vom 18. Jahrhundert bis in die Wendezeit, bei den Ladengeschäften vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 2015, geliefert und

damit eine einzigartige Gesamtdarstellung einer Berliner Vorortstraße geschaffen. Die ebenfalls dazu erarbeitete Liste der jeweiligen Hauseigentümer wie ausgewählter Mieter reicht bis 1943. In dem jeweiligen Grundstücksartikel werden auch die Einflüsse der deutschen Geschichte wie Arisierung, Novemberpogrom 1938 und die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg sowie der anschließende Wiederaufbau behandelt. Zwar gibt es kein Sachregister, dafür aber, was den Bauforscher ebenso freuen wird wie Familien- und Lokalgeschichtsforscher, Register der Familiennamen, der körperschaftlichen Hauseigentümer und Mieter, der Architekten, Bauhandwerker und Baufirmen sowie der Ortsnamen.

Der zweite Autor, der Berliner Fotograf Karl-Ludwig Lange, hat es unternommen, jedes der 137 Häuser vom gleichen Standpunkt aus sowohl 1990 wie auch 2003 zu fotografieren und die so entstandenen Fotoserien gegenüberzustellen. Entstanden ist eine Fotodokumentation, die den tiefgreifenden Wandel in dem auf das Ende der DDR folgenden Jahrzehnt vor Augen führt.

Die Autoren bezeichnen die Frucht ihrer Arbeit bescheiden als eine „Dokumentation“. Doch ist ein höchst originelles Werk entstanden, das durch die beiden Bildserien noch zusätzlichen Wert erhält, indem DDR-typische Entwicklungen festgehalten sind. Es dürfte als verlässliche Grundlage der zukünftigen Arbeiten über diesen ganz besonderen, eng mit der brandenburgischen Geschichte verbundenen Berliner Ortsteil dienen und in der Reihe der „Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg“, zu der bislang in bunter Folge unter anderem Tagungsbände, je eine Archivübersicht und Quellenpublikation sowie ein vielbändiges Werk zu den brandenburgischen Gärten und Parkanlagen gehören, ein weiterer wichtiger Baustein der regionalen Geschichtsforschung sein.

Felix Escher

Glaube in Potsdam, Bd. I: Religiöse, spirituelle und weltanschauliche Gemeinschaften. Beschreibungen und Analysen. hrsg. von Johann Hafner/Helga Völkening/Irene Becci. Baden-Baden: Ergon Verlag 2018. 839 S.

Glaube in Potsdam, Bd. II: Religiöse Gemeinschaften. Geschichten und Personen, hrsg. von Jana Haase/Sabine Schicketanz. Baden-Baden: Ergon Verlag 2018. 279 S., zahlr. Abb.

Es gibt nur wenige Publikationen, die sich mit Glaubensgemeinschaften in Brandenburg befassen. Stattdessen findet man eine Vielzahl von Einzeldarstellungen zu (evangelischen) Kirchengemeinden, speziellen Themen (zum Beispiel zur Rolle der Kirche während des Nationalsozialismus oder neuerdings zur Reformation in Brandenburg), hier und da seit einiger Zeit auch kleinere Arbeiten zur Geschichte der im 19. Jahrhundert entstandenen Religionsgemeinschaften. Eine Untersuchung zu einer Stadt – an eine Region oder gar ganz Brandenburg mag man gar nicht zu denken wagen – lag bisher nur für Berlin vor¹, wobei die Größe Berlins einer detaillierten Darstellung natürlich gewisse Grenzen setzt.

Umso erfreulicher ist es, dass nun eine Arbeit über religiöse, spirituelle und weltanschauliche Gemeinschaften in der brandenburgischen Landeshauptstadt Potsdam, die mit ihren etwa 175.000 Einwohnern in religiöser Hinsicht geradezu überschaubar zu sein scheint, zumal in einer Zeit fortwährender Säkularisation, vorgelegt worden ist. Man ist erstaunt, dass das Inhaltsverzeichnis 77 (!) Gemeinden bzw. Gemeinschaften aufführt. Diese unerwartet hohe Zahl ergibt sich dadurch, dass jede Gemeinde einzeln vorgestellt wird – im Gegensatz zu der genannten Arbeit über Berlin, wo „nur“ jede in Berlin vertretene Glaubensgemeinschaft als Ganzes, nicht aber jede einzelne (Kirchen-) Gemeinde präsentiert wird.

Erwartungsgemäß wird ein Großteil des Potsdamer Buches von Darstellungen evangelischer Kirchengemeinden eingenommen, zunächst auf dem Gebiet der historischen Innenstadt, dann folgen die Anstaltsgemeinden (Oberlinhaus, Hoffbauer-Stiftung) und schließlich die eingemeindeten Dörfer.

¹ Nils Grübel/Stefan Rademacher (Hrsg.): Religion in Berlin. Ein Handbuch. Berlin 2003.

Daran schließen sich in der Tradition der evangelischen Kirche stehende oder mit ihr verbundene Gemeinschaften (Gnadauer Bund, Französisch-Reformierte Gemeinde, Selbstständige Evangelisch-Lutherische Kirche) an. Ihnen folgen weitere christliche Gemeinschaften: Katholische, orthodoxe, apostolische, freikirchliche und Pfingstgemeinden sowie in christlicher Tradition stehende Kirchen mit Neuoffenbarungen („Mormonen“, Johannische Kirche). Dem gesellen sich Beschreibungen verschiedener jüdischer, muslimischer, persischer und indischer Gemeinden hinzu. Letztlich folgen noch Darstellungen von spirituellen Gemeinschaften, weltanschaulichen Gemeinschaften (etwa Freidenker) und Personalgemeinden (Hochschulvereinigungen). Den Abschluss des Buches bilden vergleichende Analysen.

Die Einleitung des Buches gibt einen Überblick über ähnliche Darstellungen in Deutschland und Europa, desgleichen werden begriffliche Definitionen sowie Methodik und Vorgehensweise des durch Mitarbeiter des Forschungslehrstuhls Religionswissenschaft der Universität Potsdam durchgeführten Projekts vorgestellt.

Hierauf folgt zunächst eine „Kleine Religionsgeschichte Potsdams“ in fünf Kapiteln: 1. Vom Mittelalter bis zur Reformation, verfasst von Falko Neining, Archivar im Brandenburgischen Landeshauptarchiv. 2. Reformation in Potsdam, geschrieben von Felix Engel, der 2018 mit einer Arbeit über „Stadt und Reformation in der Mark Brandenburg“ an der Universität Potsdam promoviert wurde. 3. Von der Reformation bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, verfasst von Thomas Fischbacher, Projektmitarbeiter an der Professur Allgemeine Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Potsdam. 4. Von 1945 bis zur Friedlichen Revolution aus der Feder Tobias Büloffs, wissenschaftlicher Mitarbeiter für Erinnerungskultur und Gedenken in Potsdam. 5. Potsdam 2018 im Namen der drei Herausgeber.

Daran schließen sich die Darstellungen der einzelnen Gemeinden an. Jede Gemeinde wird nach dem gleichen Schema vorgestellt: 1. Entstehung und Entwicklung; 2. Gebäude und Lage; 3. Gottesdienst / Ritual / Zusammenkunft; 4. Gemeinschaftsleben und Gruppen; 5. Mitgliedschaften; 6. Außenbeziehungen. Bei Gemeinden außerhalb der evangelischen Kirche wird noch eine „Vorbemerkung“ vorangestellt, die auf die allgemeine Geschichte der jeweiligen Gemeinschaft Bezug nimmt, da man nicht davon ausgehen kann, dass diese Informationen jedem Leser präsent sind.

Das Besondere an der gesamten Untersuchung ist – und auch darin besteht der Unterschied zu dem Berliner Buch –, dass nicht *über* die einzelnen Gemeinden geschrieben wird, sondern *mit* ihnen. Das zeigt sich darin, dass die Mitarbeiter dieses Projektes den Kontakt mit Geistlichen, Vorstehern und Mitgliedern herstellten, in Form von persönlichen Treffen, Telefonaten, E-Mails und Fragebögen, und sogar Gottesdienste bzw. Zusammenkünfte besuchten, um sich ein eigenes Bild zu machen. Ausgewertet wurden ferner Eigendarstellungen, nicht nur gedruckte Publikationen und das Internet, sondern auch interne Aufzeichnungen wie beispielsweise Gemeindechroniken, was freilich den Kontaktaufbau mit der jeweiligen Gemeinde voraussetzte.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es handelt sich hier nicht um ein Buch, das die Geschichte aller jemals in Potsdam vertretenen Glaubensgemeinschaften schildert, sondern um eine Untersuchung aller im Bearbeitungszeitraum 2015–2017 in Potsdam vorhandenen Glaubensgemeinschaften, wobei unter anderem deren geschichtliche Entwicklung dargestellt wird, aber eben nicht nur. Andernfalls hätte man beispielsweise auch die Deutschkatholiken², die Deutschen Christen oder die Ludendorff-Bewegung mit untersuchen müssen, was freilich den Umfang des Buches völlig gesprengt hätte (bei schon jetzt 839 Seiten!), auch hätte man dann vom oben dargestellten Schema abweichen müssen, da bei nicht mehr existierenden Gemeinschaften keine Gottesdienste besucht oder Befragungen hätten durchgeführt werden können.

2 Zu den Deutschkatholiken siehe Stefan Rückling: Kruzifix und Leuchter im Rathaus. Die Potsdamer deutsch-katholische Gemeinde, in: Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg. Mitteilungsblatt 120 (2019), H. 2, S. 71–78.

Wie sich schon im Titel des Buches ankündigt, wurde der Kreis der untersuchten Gemeinden/ Gemeinschaften sehr weit gefasst. So wurde unter anderem auch die Tanzgruppe „Tanz Dein Leben“ und andere esoterische Gruppen in die Untersuchung mit aufgenommen, was den Rezensenten etwas irritiert, aber in der Einleitung des Buches mit der weitgesteckten Definition der berücksichtigten religiösen, spirituellen und weltanschaulichen Gemeinschaften begründet wird.

Für den an Religionsgeschichte Interessierten bietet die Untersuchung eine griffige und informative Darstellung aller im Zeitraum von 2012 bis 2017 in Potsdam vorhandenen Glaubensgemeinschaften und deren dortiger historischer Entwicklung. Die beigefügten Literaturhinweise und Kontaktadressen bieten die Möglichkeit, weitere vertiefende Recherchen vorzunehmen. So wird das Buch unentbehrlich sein für jeden, der sich mit der Potsdamer Religionsgeschichte befassen möchte. Bisher musste man sich die Informationen zu jeder Gemeinde einzeln zusammensuchen – falls überhaupt möglich.

Wenn es überhaupt etwas zu kritisieren, oder besser: anzumerken, gäbe, dann, dass der Band, abgesehen von einem Kartenteil (Stadtplan mit Einzeichnung aller Gemeindestandorte), keine Abbildungen enthält. Schön, aber nicht zwingend notwendig, wären Abbildungen von Gebäuden oder Kultusgegenständen gewesen.

Im Frühjahr 2016 publizierten die Potsdamer Neuesten Nachrichten die Serie „Glaube in Potsdam“. Darin wurden 45 Religionsgemeinden geschildert. Spirituelle und weltanschauliche Gruppierungen sind nicht enthalten. Die reich bebilderten Artikel geben einen anschaulichen Überblick, indem sie eine Person aus der jeweiligen Gemeinde in den Vordergrund stellen. Diese Reihe wurde nun als „Glaube in Potsdam. Band II“ veröffentlicht. Insgesamt ist dieser Band weniger wissenschaftlich ausgerichtet, sondern, um für eine Serie in der Zeitung geeignet zu sein, leichter „verdaulich“ und anschaulich dargestellt. Auf ein Interview mit dem evangelischen Alt-Bischof Wolfgang Huber zur religiösen Situation in Potsdam folgen die einzelnen Artikel, die nach einem dreigliedrigen Schema aufgebaut sind: 1. Charakterisierung der Gemeinde; 2. Steckbrief, darin unter anderem ein kurzer (!) Abriss zur Gemeindegeschichte; 3. Glaubensfragen. Im Mittelpunkt jedes Beitrages steht eine Person der Gemeinde, die abgebildet ist und an die Glaubensfragen in Form eines Interviews gerichtet sind. Zusätzlich sind oft auch Gotteshäuser (innen und außen), Kultusgegenstände oder Fotos von Zusammenkünften abgebildet, sodass die vom Rezensenten hinsichtlich Band I geäußerte leichte „Kritik“ durch Band II wieder wettgemacht wird. Hierin bilden also beide Bände eine gute Ergänzung. In religionsgeschichtlicher Hinsicht ist Band I wesentlich ergiebiger, während Band II eher theologisch ausgerichtet ist.

Stefan Rückling

Handbuch Landesgeschichte, hrsg. von Werner Freitag/Michael Kißener/Christine Reinle/Sabine Ullmann. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2018. 706 S., zahlr. Abb., Karten und Diagramme.

Die Landesgeschichte als geschichtswissenschaftliche Teildisziplin hat es in den letzten Jahrzehnten gewiss nicht leicht gehabt, sich inmitten einer steten Wandlungen ausgesetzten und durch viele „turns“ charakterisierten Entwicklung im Fach zu behaupten. Vorwürfe der Theorieabstinez und methodischen Rückständigkeit bildeten dabei die gängigsten Vorhaltungen. Schon vor diesem Hintergrund ist es sehr zu begrüßen, dass ein solches auf eine Reflexion über das Selbstverständnis der Landesgeschichte und ihre künftigen Herausforderungen gleichermaßen ausgerichtetes Vorhaben wie das hier zu besprechende Handbuch auf den Weg gebracht worden ist.

Bilanzierungen über die – auf Grund der föderalen Struktur stark differenzierte – landesgeschichtliche Forschung in Deutschland hat es immer wieder einmal gegeben; verwiesen sei etwa auf einen 1995 vorgelegten und von Werner Buchholz herausgegebenen Sammelband. Stand dabei vor allem der Blick auf den erreichten Stand und die künftigen Aufgaben der Landesgeschichte(n) unmittelbar nach der deutschen Wiedervereinigung im Mittelpunkt, verfolgt das hier zu besprechende Handbuch andere und wesentlich umfassendere Zielstellungen. Die Anregung zu diesem Unternehmen ging von der 2012 gegründeten Arbeitsgruppe Landesgeschichte beim Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands aus. Im vorliegenden Band wird ein mehrdimen-

sionaler Ansatz verfolgt: In einem ersten Teil werden in sechs Aufsätzen übergreifende Themen zur Historiographie und Methodik der Landesgeschichte, zu ihrer Bedeutung in der Historischen Bildungsforschung und Öffentlichkeitsarbeit und ihrer Verortung im gesamteuropäischen Kontext behandelt. Im zweiten, wesentlich umfangreicheren Teil stehen dann einzelne, dabei teilweise auch epochenübergreifende Themenfelder wie die territoriale Herrschaftsbildung, der Übergang von der landständischen Verfassung zum Parlamentarismus, die ländlichen Gesellschaften in Mittelalter und Neuzeit oder die Bedeutung von Identitätskonstruktionen im 19. und 20. Jahrhundert im Mittelpunkt. Als innovativ dürfte sich dabei das Vorgehen erwiesen haben, jeweils zwei Regionen in diesen Beiträgen zu behandeln, „um Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich zu machen sowie den Vergleich zu ermöglichen“ (S. X). So stehen etwa im Kapitel „Dynastien und Hochadel“ die anhaltinischen Askanier den bayerischen Wittelsbachern gegenüber, während das Reformations-thema am Beispiel Kurkölns und der Landgrafschaft Hessen behandelt und für die Erforschung des Nationalsozialismus Baden und Schleswig-Holstein vergleichend betrachtet werden. Damit die gewählten Fallbeispiele nicht, wie mitunter in manchen komparativ arbeitenden Untersuchungen anzutreffen, nur als reine additive Aneinanderreihung erscheinen, haben die jeweiligen Autoren in einem vorgeschalteten einleitenden Abschnitt die übergreifende und damit beide Regionen verbindende Thematik vorgestellt und so zugleich die Auswahl der jeweiligen territorialen Fallbeispiele begründet. Natürlich wird man sich für die im Band behandelten Themenbereiche oftmals auch andere „Paare“ vorstellen können; so wäre es zum Beispiel reizvoll gewesen, in dem Kapitel „Das Land in seinen Beziehungen zu Reich und Nation“ Exempel aus den sogenannten „kaiserfernen“ Regionen zu präsentieren. Gleichwohl erscheint die hier getroffene Wahl in sich konsistent und nachvollziehbar.

Vor diesem Hintergrund nimmt man allerdings etwas betrübt zur Kenntnis, dass die Mark bzw. das Land Brandenburg im Handbuch nur einmal den Gegenstand eines Beitrages bildet; auch befindet sich unter den Autoren kein brandenburgischer Landeshistoriker. Diese beiden Umstände können durchaus als Indiz für die bislang zu beobachtende Schwäche der universitär betriebenen Landesgeschichtsforschung in Berlin und Brandenburg angesehen werden, die das Ergebnis einer seit Jahrzehnten andauernden politischen Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Landesgeschichte ist.

Im Kapitel „Migration und Minderheiten“ werden von Ulrich Niggemann, Historiker an der Universität Augsburg, einige grundlegende Entwicklungslinien am Beispiel Brandenburgs knapp skizziert, die vom Mittelalter bis in die Gegenwart reichen. Angefangen von der gezielten Anwerbung von Siedlern im 12. und 13. Jahrhundert im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus, über Judenvertreibungen, hohe Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Krieg, die anschließend zu erneut einsetzenden Kolonisationsbemühungen als Mittel zur Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse führten, bis hin zu den Migrationsbewegungen während der Industrialisierung und den Deportations-, Flucht und Umsiedlungsvorgängen im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Kritisch anzumerken ist zu diesem Kapitel, dass kaum über die negativen Folgen von Migration, die es eben auch gab, gesprochen wird. So entstand beispielsweise im Zuge der hochmittelalterlichen Kolonisation in weiten Teilen unsere Kulturlandschaft, aber die Slawen verloren – bis auf wenige Ausnahmen – ihre politische, religiöse und kulturelle Eigenständigkeit. Ebenso wenig waren die parallel verlaufenden Prozesse von Herrschaftsbildung und Landesausbau allein von den askanischen Markgrafen von Brandenburg initiiert worden, sondern eine Vielzahl an Mächten war daran beteiligt. Dass Albrecht der Bär die Burgen Brandenburg und Spandau als zentrale Burganlagen errichtete (S. 425), ist schlichtweg falsch. Vielmehr übernahm er diese bedeutenden slawischen Zentren im Erbgang vom letzten Slawenfürsten Pribislaw-Heinrich. Wenn die Judenvertreibungen des 15. und 16. Jahrhunderts erwähnt werden, könnte man auch auf eine bemerkenswerte Ausnahme hinweisen. Der Brandenburger Bischof Stephan Bodecker lernte Mitte des 15. Jahrhunderts Hebräisch, um die jüdischen Schriften zu studieren und sich für die intellektuelle Auseinandersetzung zu rüsten. Inspiriert von der Konzilsbewegung, wollte er die Juden bekehren. Inwieweit die bereits 1826/27 gegründete Kolonie Alexandrowka in Potsdam mit der Präsenz sowjetischer Truppen in Zusammenhang steht (S. 437), hat sich den Rezensenten nicht erschlossen.

Ungeachtet der angeführten Kritikpunkte sind dieser Beitrag wie auch die anderen Aufsätze des Handbuchs, zum Beispiel zu Dynastie und Hochadel, zu den Städtelandschaften, zum „langen 15. Jahrhundert“ oder zu „Region und Identitätskonstruktionen im 19. und 20. Jahrhundert“ für die Forschungen zur brandenburgischen Landesgeschichte methodisch anregend. Der immer wieder angemahnte komparativ ausgerichtete Blick über die Grenzen kann die Konturen schärfen und zu einer konziseren Einordnung der am brandenburgischen Fall gewonnenen Fakten und Erkenntnisse ermuntern. Die Lektüre der im Handbuch enthaltenen Beiträge ist daher allen an der brandenburgischen Landesgeschichte Interessierten sehr zu empfehlen. *Clemens Bergstedt und Frank Göse*

Carl Heinrich von Heineken in Dresden und auf Schloss Altdöbern, hrsg. von Martin Schuster/Thomas Ketelsen für die Carl Heinrich von Heineken Gesellschaft e.V. Dresden: Sandstein Verlag 2018. 456 S., 290 meist farbige Abb. (= Schriftenreihe der Carl Heinrich von Heineken Gesellschaft 1).

21 Autoren aus Cambridge (Massachusetts), New York, Toronto, Paris, München, Münster, Jena, Schwerin, Berlin, Dresden, Spremberg und Altdöbern wirkten an diesem umfangreichen und schwergewichtigen Band mit. Sie alle zeichnet aus, dass sie in ihrer wissenschaftlichen Arbeit auf Carl Heinrich von Heineken (1707–1791) stießen, und zwar auf ganz unterschiedliche Aspekte seines umfangreichen Wirkens. Die erste Hälfte dieses Bandes ist dabei Carl Heinrich von Heineken gewidmet, die andere Hälfte seinem Wirken in Altdöbern mit einem Anhang von Miszellen und Quellen. Apropos Quellen: Viele Quellen, die noch Otto Eduard Schmidt für seine umfangreiche Arbeit über Heineken und Heinrich Graf zu Brühl (1921) sowie für seine maßgebliche Monographie über Altdöbern (1930) nutzen konnte, sind verloren. Die intensive Suche nach Erhaltenem und strukturelle Fragestellungen förderten in den letzten Jahren neue Quellen zutage. Ob ein eigenhändiger Gartenplan in der Landesbibliothek in Schwerin, Archivalien im Hauptstaatsarchiv in Dresden oder Gemälde und Kupferstiche weltweit, die sich einst in Altdöbern befanden. Das wird in den 29 Beiträgen erzählt und verzeichnet und lässt auch den Leser teilhaben an der Freude des Findens. Dadurch wird der Band aber auch zu einem neuen Nachschlagewerk über Carl Heinrich von Heineken sowie über das bis 1815 sächsische Altdöbern und setzt die in Dresden von Christian Dittrich in den 1980er Jahren begonnenen Forschungen, die 2010 in einem ersten Sammelband (Festschrift zum 75. Geburtstag für Christian Dittrich) mündeten, vielfältig erweitert fort. Träger und Herausgeber dieses Vorhabens ist die Carl Heinrich von Heineken Gesellschaft. Sie ist eine wissenschaftliche Vereinigung, die 2016 gegründet wurde und ihren Sitz in Altdöbern hat. Ihre Homepage präsentiert die zentralen Inhalte nicht nur deutsch, sondern auch englisch, französisch, polnisch und russisch. Motor des Vorhabens von Dresden aus ist sicher Martin Schuster, Sekretär der Gesellschaft, an der Seite des Präsidenten Thomas Ketelsen, sowie von Altdöbern aus Heinrich Bernstein, der ehemalige Bürgermeister und jetzige Vizepräsident. Möglich wurde der Druck des Bandes durch zahlreiche private Spenden, Mittel aus zwei brandenburgischen Ministerien und auch die Unterstützung von Nachfahren der Familie von Heineken.

Wer aber war Carl Heinrich von Heineken, sodass ihm mit solcher Akribie nachgeforscht wird? Geboren wurde er 1707 in Lübeck als Sohn eines Malers, zu dessen Verwandtschaft der geschätzte Porträtmaler Godefrey Kneller gehörte. Seine Mutter war ebenfalls Malerin und auch Alchimistin, und zwar eine geborene Oesterreich, aus deren Familie etwa auch Matthias Oesterreich, der Galeriedirektor von Sanssouci unter Friedrich II., hervorging. Carl Heinrich von Heineken konnte dank seiner glänzenden Fähigkeiten nach Jurastudium und Hauslehrerstellen ab 1739 zum Privatsekretär und Günstling des Grafen Heinrich von Brühl aufsteigen. 1747 übernahm er die Leitung des Dresdner Kupferstichkabinetts und vergrößerte dessen Sammlung innerhalb von nur 15 Jahren um 80.000 Blatt, mithin um mehr als das Doppelte. 1748 wurde er in den Adelsstand erhoben. In diesem Jahr schrieb Heinrich Graf von Brühl über seine Privatsammlung, die sich heute in großen Teilen in der Ermitage in St. Petersburg befindet, an Heineken: „Die Galerie ist Ihr Werk.“ (S. 64, Anm. 45) Brühl ebnete Heineken den Aufstieg, auch die Ehe mit einer reichen Erbin und die Erwerbung Altdöberns

inklusive Kleinjauer und Muckwar. Die Schlossausstattung und die Bildplastik seines Gartens stehen hinsichtlich der künstlerischen Qualität den Schöpfungen der sächsischen Kurfürsten in Dresden oder Pillnitz nicht nach. Mit Brühls Rückenwind wurde Heineken in den folgenden Jahren der erste Kunstsachverständige am sächsischen Hof. Als Dirigent für Kunstankäufe reiste er oder stand er mit Experten und Händlern europaweit im Kontakt. Wenig später, im Siebenjährigen Krieg, versuchte er die Brühl'schen Besitzungen vor den preußischen Truppen zu schützen – der Hof war nach Warschau geflohen. Kurz darauf, 1763, wendete sich das Blatt, Friedrich August III. und sein Premierminister Brühl starben und Heineken sah sich ein Jahr lang in Gewahrsam, während Untersuchungen über Unregelmäßigkeiten seiner Amtsführung liefen. Doch man konnte ihm nichts Übles nachweisen, im Gegenteil: Durch die Untersuchung ist seine Ordnung und Vermehrung der graphischen Sammlung erst so recht deutlich geworden. Als Günstling der alten Zeit hatte er trotzdem fortan in Altdöbern im Exil zu leben. Dresden hat er nur noch zweimal nach Erlaubnis betreten. Da ihm 83 Lebensjahre voll geistiger Frische vergönnt waren, begann er in Altdöbern eine vielfältige Tätigkeit. Er verfasste Aufsätze zur altdeutschen Malerei, die er damit als einer der ersten in ihrem Wert erkannte, sowie natürlich zur Graphik. 1771 entstand seine „Idée generale“, das Gründungsmanifest der Kupferstichkunde. Unvollendet blieb sein Lexikon der druckgraphisch tätigen Künstler bei Band 4 und dem Buchstaben Diz, deren Schwierigkeiten Véronique Meyer in ihrem Beitrag nachspürt. Daneben widmete Heineken sich verstärkt der wirtschaftlichen Funktionalität und künstlerischen Umgestaltung seiner Besitzungen in Altdöbern.

Schloss und Park Altdöbern werden nun seit 1996 durch die Brandenburgische Schlösser GmbH mit Unterstützung der Deutschen Stiftung Denkmalschutz saniert. Immer wieder hatten Leerstand und Mangel an Pflege die Anlage beschädigt. Die Sorge um die Rettung und Wiederbelebung von Altdöbern bewegt dabei alle Beteiligten. Fortgesetzte Spurensuche und intensive Forschungen sind dafür notwendig, Grundlegendes ist in diesem Band vereint: Beiträge zur Baugeschichte (Hans-Christian Feldmann), zur Innenausstattung (Thomas Liebsch), zu den Barockskulpturen (Stefan Dürre), zu Gartenanlagen und dem „Jardin de Jeux“ (Sylvia Drebing, Anke Fröhlich-Schauseil) sowie den Obstgärten (Werner Schuricht). Heinekens zweibändiges Werk über Obstbaumkunde spiegelt seine über Jahrzehnte auch praktische Gelehrsamkeit. Hier hat er seine Beobachtungen und Erfahrungen in Altdöbern niedergelegt.

Der Band führt aber noch weitere Facetten aus Heinekens Leben vor, die unser Bild von ihm ergänzen und auch die Motive seines Handelns verdeutlichen. Etwa seine Tätigkeit als Kunsthändler (Virginie Spenlé) oder die Geschichte seiner privaten Gemäldesammlung (Martin Schuster), von der er Teile während des Siebenjährigen Krieges aus finanziellen Nöten verkaufte, sodass Stücke über Paris oder Johann Ernst Gotzkowsky bei Friedrich II. in Sanssouci landeten. Außerdem seine Buchsammlung (Thomas Sander), seine Ankäufe für die Vorlagensammlung der Meißner Porzellanmanufaktur (Maureen Casidy-Geiger) oder seine Forschungen zum frühen deutschen Holzschnitt (Tobias Pfeifer-Helke). Von den ausgedehnten Briefwechseln sind in diesem Band die mit dem Direktor des Pariser Kabinetts Hugues-Adrien Joly (William Mc Allister Johnson), mit dem französischen Stecher, Sammler und Kunstschriftsteller Pierre-Jean Mariette (Kristel Smentek) und mit Jacob von Stählin (Thomas Liebsch) erstmalig verfügbar und dafür meist übersetzt worden. Ausgehend von der Tatsache, dass sowohl Heineken als auch Rousseau sich in einer einfachen Wollmütze porträtieren ließen, schließt Thomas Ketelsen seine Betrachtung über eine möglicherweise geheime Verzahnung von Lebensläufen der beiden an, die uns Einblick in die geistigen Dispute jener Zeit vermittelt. Der Beziehung von Heineken und Brühl widmet sich Ute Christina Koch. Vielleicht gehört es dabei zu Heinekens Schicksal, dass er als gefallener Günstling genügend Neider und Konkurrenten hatte, wie er selbst ja auch seinen Einfluss vor 1763 nutzte. Auch dafür liefert der Band viele Indizien. Den zehn Jahre jüngeren Winckelmann, der, begabt und geschmeidig, gern die Dresdner Galerie verwaltet hätte, betrachtete Heineken mit Argwohn (Klaus-Werner Haupt, Martin Schuster). Heinekens Nachrichten von Berliner Künstlern fand Friedrich Nicolai so schlecht, dass es ihn ganz verdrießlich stimmte und er entsprechend rezensierte (vgl. S. 419ff.). Auch mit Christian Ludwig Hagedorn, Heinekens Nachfolger im Dresdner Kupferstichkabinett, blieb es gespannt, denn zu unterschiedlich waren die

Auffassungen (Matthias Dämmig, Martin Schuster). Seine Gabe, stundenlang eine Gesellschaft zu unterhalten, fand nicht nur freundlichen Widerhall. Nicht zuletzt machten auch die Bauern von Altdöbern ihrem Zorn Luft über Heinekens harte Hand als Gutsherr. Es war genau die harte Hand in der Amtsführung, die die Gräfin von Brühl so an Heineken bewundert und die den Grafen von Brühl bewogen hatte, Heineken Altdöbern zu verschaffen und zu einem Mustergut entwickeln zu lassen. Auch mit seinem Neffen Matthias Oesterreich, den Heineken 1742 nach Dresden und an den Hof geholt hatte, muss es Verstimmungen gegeben haben und Oesterreich wechselte die Seiten, während sein Onkel noch unter Friedrich II. im Arrest war (Nina Simone Schepkowski). Und Louis Talon, ein von Heineken abgekanzelter Kunstagent für den sächsischen Hof, rächte sich bei ihm, als er dann 1763 die Untersuchung in Schloss Altdöbern durchführte (Martin Schuster). So tritt uns mit Heineken ein Charakter entgegen, der durch das augusteische Zeitalter geprägt wurde, der in den dort erworbenen Geschmacksurteilen und Haltungen mitunter verharrte und über den auch deshalb die Nachwelt hinweg sah. Dies schmälert nicht Heinekens Leistung, es rückt sie vielmehr mitten hinein in die Diskussionen seiner Zeit.

Ein Mangel ist bedauerlich, vor allem auch angesichts des von Norbert du Vinage so ansprechend gestalteten Bandes. Den Überblick und das Nachschlagen würden ein Abbildungsnachweis, ein Gesamtliteraturverzeichnis sowie ein Sach- und Personenregister außerordentlich erleichtern. Wer ahnt schon, um noch zwei brandenburgische Orte zu nennen, dass in dem Band bisher unbekannte Gartenpläne von Bollensdorf bei Dahme oder historische Nachrichten zu Waldow bei Golßen enthalten sind?

Iris Berndt

Mario Huth: Adam von Trott der Ältere auf Himmelpfort und Badingen. Die Anfänge eines märkischen Landadelsgeschlechts in der Reformationszeit mit seinen reichs-, territorial- und regionalgeschichtlichen Bezügen. Berlin: Lukas Verlag 2018. 475 S., 12 Abb. (= Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 21).

Mit Adam von Trott dem Älteren auf Himmelpfort und Badingen widmet sich Mario Huth einer für die kurbrandenburgische Geschichte bedeutenden Persönlichkeit, von der bereits Martin Friedrich Seidel in seiner Bildersammlung aus dem Jahre 1751 schreibt, er sei „um mehr als einer Ursach willen vor andern ruhmwürdig“.¹

In dem 2018 im Lukas Verlag erschienenen Buch, das auf einer 2016 an der Universität Potsdam verteidigten Promotionsschrift beruht, geht der Autor dieser besonderen Rolle Adams von Trott d. Ä. nach und weiß dabei viel Neues zu berichten. Basierend auf einem breiten Quellenstudium der berlin-brandenburgischen Archivlandschaft, fokussiert er seine Untersuchung auf eine Reichs-, Territorial-, und Regionalgeschichte, die in ihrer Schnittmenge ein möglichst genaues Bild des Wirkens Adams von Trott geben soll (S. 15–18). Die vorliegende Studie berichtet daher nicht nur über Güterkäufe und Streitigkeiten mit Untertanen, sondern auch über Trots Aktivitäten als kurbrandenburgischer Gesandter auf dem diplomatischen Parkett.

So steht der im Jahre 1504 geborene und aus der Landgrafschaft Hessen stammende Adam von Trott d. Ä. bereits in jungen Jahren (vor 1522) als ritterlicher Diener in kurbrandenburgischen Diensten. Schnell steigt er zu höchsten Ämtern auf. Bereits im Jahre 1530 wird Trott d. Ä. von Kurfürst Joachim I. mit dem Amt des Hofmarschalls eines der obersten Hofämter übertragen. (S. 36–39) Durch geschickte Erwerbungen und dank seitens des Kurfürsten übertragener Güter gelingt es ihm, eine bedeutende Stellung unter dem alteingesessenen uckermärkischen Adel einzunehmen (S. 115).

Das Besondere an der Person Trots ist jedoch nicht sein Talent für Finanz- und Gütergeschäfte, sondern dessen Agieren als reichsweit und über die Reichsgrenzen hinaus geschätzter Diplomat. Eine hervorstechende Episode stellt hierbei die Liaison Evas von Trott, einer Cousine Adams von

¹ Martin Friedrich Seidel: Bilder-Sammlung [...], hrsg. von George Gottfried Küster. Berlin 1751, S. 56.

Trott, mit Herzog Heinrich II. von Braunschweig-Wolfenbüttel dar. Denn um diese Liebschaft und die aus ihr entsprungenen zehn Kinder zu verheimlichen, ließ Heinrich II. Eva von Trott zum Schein beerdigen und versteckte sie daraufhin in der herzoglichen Stauffenburg. Der sich nun entwickelnde Schriftwechsel zwischen Herzog Heinrich II. und Adam von Trott d. Ä. nahm reichs- und konfessionspolitische Dimensionen an. So griff nicht nur Martin Luther diese Affäre in seiner Schmähschrift „Wider Hans Worst“ auf, sondern sie fand bis in das 20. Jahrhundert hinein eine literarische Verarbeitung. (S. 78–108)

Nachfolgend nimmt Trott an mehreren Reichstagen teil und tritt im heraufziehenden Schmalkaldischen Krieg (1546/1547) als ein Vermittler zwischen den protestierenden Ständen und dem Kaiser auf, wobei er sich wiederholt für Friedensverhandlungen einsetzt. Nach dem Sieg der Kaiserlichen über den Schmalkaldischen Bund und der Inhaftierung des Landgrafen Philipp I. von Hessen bemüht sich Trott unentwegt um dessen Freilassung. Hierfür steht er in schriftlichem Kontakt sowohl mit dem im niederländischen Mecheln inhaftierten Landgrafen als auch mit König Ferdinand I. Schlussendlich kann Landgraf Philipp I., nicht zuletzt durch den Einsatz Trotts, im Jahre 1552 nach langwierigen Verhandlungen freigelassen werden. Adam von Trott ist hierbei persönlich anwesend. (S. 200–299)

Schlaglichtartig seien noch die Beteiligung Trotts an der Belagerung der Stadt Magdeburg (1548–1551), seine Vermittlungsversuche beim Zweiten Markgrafenkrieg (1552–1554) und seine Ernennung zum Reichsfeldmarschall im Jahre 1557 durch König Ferdinand I. erwähnt. Zum Ende seiner Lebensjahre widmet sich Adam von Trott dem Ausbau seiner kurbrandenburgischen Besitzungen. Er stirbt im Jahre 1564 in Berlin.

Die vorliegende Studie stößt mit der ganzheitlichen Betrachtung Adams von Trott in ein Desiderat der brandenburgischen Geschichtsschreibung. Insgesamt hat sich die Forschung dem 16. Jahrhundert und seinen Persönlichkeiten – jenseits der Personen der Kurfürsten – wenig gewidmet. Sie liegt einfach zu weit vor der „großen“ Zeit Brandenburgs mit ihren Heldengestalten vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen. Bereits für Friedrich den Großen fing die brandenburgische Geschichte erst mit Johann Sigismund an „fesselnd zu werden [...], da eine Sache nur soweit der Niederschrift lohnt, wie sie wert ist, behalten zu werden“.² Die vorliegende Studie reiht sich daher in so verdienstvolle Arbeiten wie das 2009 erschienene Buch *Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der frühen Neuzeit 1506–1640* von Lothar Noack und Jürgen Splett, das von Christian Bunnars verfasste Buch zu *Johann Crüger (1598–1662). Berliner Musiker und Kantor, lutherischer Lied- und Gesangbuchschöpfer* von 2012 oder den Aufsatz Frank Göses über *Adlige Führungsgruppen in nordostdeutschen Territorialstaaten des 16. Jahrhunderts* aus dem Jahre 1998 ein.

Dem lokal- und regionalhistorisch interessierten Leser bietet die Studie zahlreiche, auf umfangreichen Quellenstudien basierende Bezugspunkte. An dieser Stelle sei unter anderem das wiedergegebene Einnahmeregister des Amtes Zehdenick für das Haushaltsjahr 1551/52 (S. 349f.) oder die aufgeführten Abgaben und Dienste der Bürger Buckows aus dem Jahre 1554 (S. 301–305) genannt. Dem im Untertitel der Arbeit und im Methodenteil selbstgesetzten Anspruch des Autors, über die Schnittmenge der Reichs-, Territorial-, und Regionalgeschichte ein möglichst genaues Bild des Wirkens Adams von Trott zu geben, wird die vorliegende Arbeit jedoch nicht vollends gerecht. Viele Handlungsstränge werden nur kurz aufgegriffen und alsbald wieder fallen gelassen, sobald Adam von Trott d. Ä. deren Wirkungskreis verlässt. Beispielhaft sei die Belagerung Magdeburgs erwähnt, die vom Autor nur so lange behandelt wird, wie Adam von Trott mit dieser befasst ist. Ihre Genese, die beteiligten Akteure und deren Interessen finden hingegen keine Erwähnung. Auch wird der Themenkreis der Reformation und der Konfessionalisierung als einer bedeutenden Triebfeder des Konfessionellen Zeitalters nur am Rande thematisiert. So werden die Auswirkungen der Konversion Kurfürst Joachims II. auf die kurbrandenburgische Politik ebenso wenig behandelt wie die konfessio-

2 Gustav Berthold Volz (Hrsg.): Die Werke Friedrichs des Großen, Bd. 1: Friedrich der Große: Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. Berlin 1913, S. 9f.

nelle Einstellung Trots. Viele Handlungsstränge bleiben unbesprochen nebeneinanderliegen. Auch der Anspruch, die Arbeit in einem „vereinfachten Schreibstil [...] allgemein verständlich niederzulegen“ (S. 17), wird nicht in Gänze durchgehalten. Gerade die vielen Zitate hätten nach dem Lautwert normalisiert werden können („i“, „j“, „y“ / „u“, „v“), um auch für den Laien verständlicher zu sein.

Insgesamt wartet die Studie aber mit vielen neuen Erkenntnissen zu einer durchaus bedeutenden, bislang aber durch die Forschung nur am Rande behandelten Adelsfamilie und ihrem bekanntesten Vertreter auf.

Uwe Folwarczny

Inventar zur brandenburgischen Militärgeschichte 1806–1815. Quellen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs über napoleonische Fremdherrschaft und Befreiungskriege, bearb. von Klaus Geßner. Berlin: Peter Lang 2018. 517 S. (= Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 36).

Das Brandenburgische Landeshauptarchiv in Potsdam gehört zu den aktivsten Publizisten von Findhilfsmitteln, die dem Recherchierenden zusätzlich zu den nach Provinienzprinzip geordneten Archivfindbüchern sachthemenbezogene Inventare zur Verfügung stellen. Als 36. Band der archiveigenen Reihe erschien nun das von Klaus Geßner bearbeitete Inventar der Bestände zur brandenburgischen Militärgeschichte während der Napoleonischen Kriege 1806 bis 1815.

Geßner hat einen sehr weit gefassten Begriff von Militärgeschichte, der neben klassischer Kriegsgeschichte auch die jüngeren Forschungsansätze „Militär und Gesellschaft“ und „Kulturgeschichte des Militärs“ umfasst. Dies scheint auch durch die Art der Quellen geboten, denn nur wenige Bestände des Archivs befassen sich mit klassischer Operationsgeschichte. Diese Bestände waren bis 1945 im preußischen Heeresarchiv gesammelt und gingen durch Bombentreffer verloren. Umso wertvoller sind die Akten des Landeshauptarchivs, beispielsweise in Bezug auf die Aufstellung und Ausrüstung der Landwehren. Diese wurden während der Befreiungskriege dezentral durch die Kreise organisiert, weswegen sich noch viel, von Historikern bisher überwiegend unbeachtetes, Quellenmaterial in Regionalarchiven – nicht nur in Potsdam – finden lässt. Geßners persönlicher Fokus liegt auf der Interaktion zwischen Militär und Zivilbevölkerung, wie sie etwa durch Einquartierungen und Requirierungen zum Ausdruck kommt, aber auch auf dem Beitrag der brandenburgischen Zivilbevölkerung zur Begleichung der von den Franzosen im Tilsiter Frieden 1807 aufgelegten hohen Kontributionen oder Sachspenden für die Aufstellung von Freiwilligenformationen 1813.

Insgesamt rund 8.400 Akten sind in dem Inventar erfasst. Die Recherche in den Beständen wird nicht nur durch ein Personen- und Ortsregister, sondern auch mittels eines mit unzähligen hilfreichen Schlagworten versehenen Sachregisters erleichtert, welches einen einfacheren Zugriff auf Bestände zu Themen wie „Einquartierung“, „Kontribution“ oder „Landwehr“ erlaubt. Ein ebenso detailliertes Glossar rundet den Band ab.

Eine gewisse Schwäche des Buchs ist die Einleitung, die zwar den Aufbau und die Anwendbarkeit des Inventars sinnvoll erklärt, als historische Einführung jedoch nicht unbedingt den aktuellen Forschungsstand widerspiegelt, sondern sich des Öfteren auf Populärliteratur, etwa Frank Bauers *Kleine Reihe zur Geschichte der Befreiungskriege*, stützt. Warum die preußische Armee in den Befreiungskriegen die modernste Militärmacht Europas (S. 52) gewesen sein soll, wird nicht begründet. Die erwähnte Einteilung in Linien- und Landwehrtruppen trug dazu sicherlich weniger bei als der Aufbau eines effizienten Stabsystems, auf welches Geßner jedoch nicht eingeht, da es hierzu kaum Akten im Archiv gibt. Im Zusammenhang mit den preußischen Heeresreformen von einer „Säuberung des Offizierskorps“ (ebd.) zu sprechen, erscheint vor dem Hintergrund der politisch motivierten Säuberungsaktionen in den Armeen autokratischer Staaten im 20. und 21. Jahrhundert unglücklich gewählt. Auch die wiederholte Betonung, die napoleonischen Truppen, die 1812 nach Russland zogen, seien die bis dato größte Armee der Menschheitsgeschichte gewesen (S. 44, 435), zeigt ein stark eurozentrisches Verständnis von Geschichte, denn bereits im 18. Jahrhundert erreichten chinesische und indische Armeen größere Mannschaftsstärken. Der als Anhang beigefügte Essay von Wolfgang

Petter aus dem Militärgeschichtlichen Handbuch Brandenburg-Berlin ist in dieser Hinsicht leider auch keine sinnvolle Ergänzung.

Diese kleineren Mängel können jedoch nicht über den eigentlichen Wert des Inventars als Findhilfsmittel für die brandenburgisch-preußische Militärgeschichte in der Napoleonischen Zeit hinwegtäuschen. Geßner verweist auf eine Reihe von Desideraten, die der Bearbeitung lohnen, beispielsweise die preußischen Landwehren, und präsentiert einen beeindruckenden Aktenfundus für künftige Mikro- und Makrostudien.

Alexander Querengässer

Jacob Lotich: Die Stadt Fürstenwalde. Ein Ruhm-Gedicht von 1679, hrsg. und mit einer Studie von Stefan Wirth. Norderstedt: Books on Demand 2018. 443 S., zahlr. Abb., Diagramme und Karten.

Das Buch gibt, anders als man zunächst denken könnte, keine Stadtchronik wieder; sondern das am Anfang stehende Ruhmgedicht des Fürstenwalder Bürgermeisters und Dichters Jacob Lotich (* 1617 Riga, seit 1649 in Fürstenwalde, † dortselbst 1691) mit der Beschreibung des Jahres 1679 in Reimen gibt Stefan Wirth den Anlass und Ausgangspunkt, eine Geschichte der Stadt Fürstenwalde zu schreiben, die um das genannte Jahr herum angelegt ist, aber teilweise viel weiter ausgreift. Die Gewichtung zwischen der Quellenwiedergabe und dem kommentierenden Text weicht denn auch stark von sonstigen Quelleneditionen ab. Die elf Seiten von Lotichs Einleitung, die 64 Seiten seines Ruhmgedichtes und die 23 Seiten seiner vier Gelegenheitsgedichte, die den Anhang bereichern, nehmen den kleineren Teil, die Texte Wirths hingegen mit weit über dreihundert Seiten den größeren Teil ein.

Das Fürstenwalde preisende Gedicht (im eigentlichen Titel: *Die Stadt Fürstenwalde mit allen ihren zugehörigen Stücken in gebundener Rede oder: Poetisch beschrieben*, Küstrin 1679) hat, wie Wirth im Anhang erläutert, als Vorlage ein Digitalisat vom Originalexemplar der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Dass es sich um eine seiten- und zeilengenaue Transkription handelt, kann man sofort nachvollziehen. Während Lotichs Einleitungsseiten in fließendem Text verfasst sind, ist das Ruhmgedicht nämlich metrisch klar und konsequent in Alexandrinen gehalten. Das heißt, die 1.710 Verse sind in Paarreimen geschrieben, von denen die jeweils ersten Paare als jambische Trimeter angesehen werden können (männlich), während die jeweils zweiten Paare ebenfalls jambisch aufgebaut sind, aber um der Abwechslung willen auf zusätzliche unbetonte Silben enden (weiblich).

Das Ruhmgedicht handelt zunächst vom Dichter selbst und seiner Liebe zu Fürstenwalde, sodann von den verschiedensten Themen der Stadt wie ihrer Gliederung, ihrer Infrastruktur, ihrem Besitz an Wiesen, Äckern und Waldstücken in der Umgebung, ihrer Viehhaltung, der Spree und der Schifffahrt, den Gärten und Weinbergen sowie den städtischen Prominenten. Man kann aus dieser Darstellung, wengleich alles in schönstem Licht erstrahlt, durchaus interessante Informationen zur städtischen Situation und Entwicklung gewinnen.

Diesem namengebenden Abschnitt der Publikation schließt sich Wirths beträchtliche Darstellung der Stadtgeschichte unter dem Titel *Jacob Lotichs Ruhmgedicht auf eine brandenburgische Mittelstadt im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges* an. Seine Kapitel, die sich an dem Ruhmgedicht orientieren, werden jeweils mit Versen daraus eingeleitet und enden mit Diagrammen und Fotos alter Stätten in heutiger Ansicht. Im Kapitel *Das Jahr* (S. 13–25), gemeint ist 1679, holt Wirth zunächst weit in der Geschichte Brandenburg-Preußens aus. In der weitgehend auf traditioneller Literatur beruhenden Darstellung steht die Person des Großen Kurfürsten im Mittelpunkt, ohne dass Fürstenwalde zur Sprache kommt. Sobald er das Thema *Der Autor* (S. 26–47) behandelt, womit Jacob Lotich, der in Fürstenwalde heimisch gewordene Livländer aus Riga, gemeint ist, geht es sehr detailliert und kenntnisreich um die Biographie Lotichs, die sein Studium in Dorpat, seinen Aufenthalt in Moskau, seine Militärzeit bei den Schweden und schließlich seine Existenz in Fürstenwalde umfasst. Diese in der Terminologie der Zeit bewanderte Darstellung zeigt, dass Lotich ein über Fürstenwalde hinaus bekannter Dichter und Verfasser anderer Texte war. Dies wird belegt durch sein lateinisches Trauergedicht von 1667 zum Tod von Kurfürstin Luise Henriette, und 1670 erscheint er als Herausgeber der Gedichtsammlung *Poetisches Kleeblatt*. Die nahe und weite Vernetzung Lotichs zeigt sich unter

anderem in Gotthilf Trewer, der in Beeskow ebenfalls neben seinem Bürgermeisteramt Gedichte und vor allem eine umfangliche Chronik seiner Stadt verfasst hat.

Wirth geht weit darüber hinaus, den Text des Ruhmgedichtes als solchen zu interpretieren. Es folgt das Kapitel *Die Stadt* (S. 48–91), in dem nach der Geschichte Fürstenwaldes im Dreißigjährigen Krieg ein historischer Rückblick folgt, der auf das 17. Jahrhundert hinführt. *Die Steuern und Die Wirtschaft* (S. 92–181) zeigen die ökonomische Seite der Stadt bis in das 18. Jahrhundert. In *Die Umwelt* (S. 182–227) geht es nicht um die Ökologie, sondern Wirth beschreibt die städtischen Ressourcen in der weiteren Umgebung mit ihrem Fisch- und Waldreichtum und bezieht auch die Schifffahrt ein. Bezüglich des Kapitels *Die Gemeinde* (S. 228–266) geht es vor allem um den städtischen Rat aus seinen zwölf Mitgliedern. Bei ihnen verbindet sich, wie Wirth festhält, Amtsträgerschaft nicht nur mit Wohlhabenheit, sondern durchaus auch mit universitärer Bildung. Die kommunale Organisation verdeutlicht Wirth in einem detaillierten Diagramm, wie überhaupt seine Publikation mit zahlreichen Abbildungen und Graphiken angereichert ist. *Der Kultus* (S. 267–301) handelt vor allem vom lutherischen Bekenntnis und dessen Verbreitung seit dem 16. Jahrhundert sowie um die lutherische Kirche und das Kirchenleben. In *Die Stadtkinder* (S. 302–327) geht es dann um die Bevölkerung Fürstenwaldes, aus der 39 nach Wirth erwähnenswerte Persönlichkeiten hervorgehoben werden.

Der Text (S. 328–341) – und hier geht es abschließend um den Text des Ruhmgedichtes – beginnt mit Hinweisen zum Drucker Matthäus Müller. Wirth arbeitet im Weiteren heraus, dass dem Bürgermeister Lotich als Dichtervorbild Martin Opitz gedient habe. Obwohl dieser bereits 1639 gestorben war, muss das für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht als außergewöhnlich gelten. Geschrieben habe Lotich an die humanistisch gebildeten Bürger und dies, obwohl „das inhaltliche Schwergewicht im Ruhmgedicht auf dem Beschreiben und Katalogisieren der Ausstattung und der Möglichkeiten von Stadt Fürstenwalde außerhalb wie innerhalb ihrer Mauern“ (S. 333) gelegen habe. Wesentliche Motivation sei gewesen, der Stadt Fürstenwalde und sich selbst ein Denkmal zu setzen.

Der Anhang von einhundert Seiten umfasst, ein wenig unübersichtlich, Folgendes: An einer Stadtansicht Fürstenwaldes von Merian werden in einer Serie vergrößerter Ausschnitte alle erkennbaren Gebäude Fürstenwaldes dargestellt. Es folgen die vier Gelegenheitsgedichte Lotichs, deren Abschrift auf einem Original im Besitz der Staatsbibliothek Berlin beruht. Es geht weiter mit Inschriften bürgerlicher Grabmäler in Fürstenwalde und mit einer umfangreichen von Wirth erstellten Tabelle der Amtsträger Fürstenwaldes im 17. Jahrhundert. Dann kommen eine Stadtkarte von Fürstenwalde von 1725 (nach Euler) mit Erläuterungen Wirths, ein Ausschnitt einer Lebuser Kreiskarte von 1930 und eine Kartenskizze der Truppenbewegungen von 1631 (nach Zopf). Diesen folgt wiederum eine Tabelle mit Münzen, Maßen und Gewichten. Zwischen der Seite mit dem Nachweis der Bilder, Tabellen und Diagramme und dem ausführlichen Sach- und Personenregister entdeckt man schließlich die Einzelseite *Zu der Ausgabe*, auf der Angaben zum Standort der Originale der publizierten Lotich'schen Texte gemacht und die Grundsätze der Wiedergabe erläutert werden.

Wirths Literaturverzeichnis fasst zunächst das vielseitige und beeindruckende Werk Lotichs in Titeln von 1640 bis 1688 zusammen. Es handelt sich um deutschsprachige und lateinische Texte. Zu den Publikationen gehört insbesondere das erwähnte *Poetische Kleeblatt* von 1670. Höchst bedauerlich ist aus wissenschaftlicher Sicht allerdings, dass das weitere Literaturverzeichnis nur aus den Publikationen besteht, die „nicht in den Fußnoten aufgeführt“ (S. 415) werden. *Heinrich Kaak*

Michael Malliaris: Die Baugeschichte des Dominikanerklosterareals in Cölln an der Spree vom 12. Jahrhundert bis zum Jahr 1747 nach den Ausgrabungen am Schlossplatz in Berlin-Mitte. Mit Beiträgen von Ulrich Haarlammert und Daniel Krebs, 2 Bde. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2018. Bd. 1: 416 S., Bd. 2: 448 S., 8 Faltpläne (= Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin 51).

Der Autor der gewichtigen zweibändigen Publikation, Michael Malliaris, leitete 2008 bis 2015 die Ausgrabungen auf dem Berliner Schlossplatz, die im Vorfeld der Baumaßnahmen zum Berliner Humboldt Forum stattfanden. Dabei traten am südlichen Rand des Grabungsareals die – 1880 schon

einmal teilweise freigelegten – Fundament- und Kellerreste von Kirche und Klausur des Berliner Dominikanerklosters zutage. Die Klausur musste dem Neubau des Berliner Schlosses weichen. Die ehemalige Klosterkirche, die „1536 zum ersten Dom und zur Familiengrabstätte der Hohenzollern in Brandenburg“ erhoben wurde, diente vom 17. Jahrhundert bis zu ihrem Abbruch 1747 als reformierte Pfarrkirche. Dass die Arbeit nur auf Grundlage einer ganzen Reihe von Teildisziplinen und der Leistung diverser Mitarbeiter möglich war, verdeutlicht der Autor bereits in seinem Vorwort. So ging der archäologischen Grabung eine Quellenauswertung voraus, waren für die Durchführung Archäologen, Grabungsmitarbeiter und Vermesser oder auch für die Fundbearbeitung Restauratoren und Fotografen notwendig und flankierten die Auswertung begleitende Forschungen, wie der Beitrag von Daniel Krebs zu den Bestattungen im Dominikanerkloster belegt.

Die sachliche Gliederung der Arbeit verrät in ihren gleichwohl oft nicht sehr anschaulichen Kapitelüberschriften noch ganz die unmittelbare Nähe zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Grabung, die 2016 von Michael Malliaris als Doktorarbeit an der Freien Universität Berlin eingereicht und verteidigt worden ist. Mit dem wissenschaftlichen Anspruch geht schließlich auch die methodisch abwägende Arbeitsweise dieser Publikation einher, die sich von voreiligen Schlussfolgerungen oder Interpretationen zurückhält, was sie durchaus wohltuend von vergleichbaren Arbeiten abhebt. Ein wesentliches Ergebnis ist schließlich die Zusammenfassung der Bau- und Siedlungsgeschichte im Areal der Klosteranlage, die etwas abstrakt in die Perioden 1 bis 9 unterteilt worden ist. Die anschließende Darstellung der Befunde der einzelnen Bauphasen von Klausur und Klosterkirche setzt sich zudem mit den vorhandenen Quellen auseinander und vergleicht die entsprechenden Bauelemente mit anderen brandenburgischen Dominikanerklosteranlagen.

Angesichts der umfassenden Arbeit und der sehr ausführlichen Befunddarstellungen bleiben kaum Wünsche offen. Vielleicht wäre eine vorangestellte historische Einführung in die Geschichte des Klosters ein hilfreicher Ausgangspunkt für die folgende, sehr komplexe Bearbeitung der bauarchäologischen Befunde gewesen, zumal sich die dargestellten Befunde nicht in jedem Fall immer gleich erschließen. Für den zweiten, als reiner Befundkatalog zusammengestellten Band ließe sich die Frage nach dessen praktischem Nutzen für eine größere Leserschaft stellen, insbesondere da dieser Teil mitunter ein wenig trocken gestaltet ist. Dem steht jedoch die Nachprüfbarkeit der in der Auswertung gezogenen Schlussfolgerungen gegenüber, was für Grabungspublikationen leider keine Selbstverständlichkeit darstellt. Das anspruchsvolle Anliegen dieses Buches wird nicht zuletzt in dem beigegebenen großformatigen Planmaterial deutlich.

Dass der Einblick in einen archäologisch bislang kaum untersuchten Bereich der Berliner Altstadt, wo in enger Nachbarschaft ein geistliches und ein politisches Zentrum in der mittelalterlichen Stadt entstanden waren, Überraschendes zutage bringt, war zu erwarten. Und so offenbaren sich folgerichtig umfangreiche Spuren einer städtischen Bebauung, die sich dendrochronologisch in die Zeit um 1200 datieren lassen und die um 1300 von der Klosterkirche überbaut worden sind, was im Falle der Berliner Dominikaner der Annahme widerspricht, dass die Bettelorden ihre Plätze an Stadtmauern deswegen einnahmen, weil hier noch unbebaute städtische Areale zur Verfügung standen. Schließlich kann der Autor Indizien aufzeigen, mit denen wie schon zuvor bei der Ansässigmachung der Franziskaner auch hier die Stadt- und Landesherren als maßgebliche Förderer, wenn nicht gar als Initiatoren der Ansiedlung in Frage kommen. Einen Höhepunkt in der Geschichte der Klosterkirche stellt die Inbesitznahme durch den Kurfürsten und die bereits erwähnte Umwandlung zur Hofkirche und zur Familiengrabstätte der Hohenzollern dar, in deren Folge die Kirche schließlich auch als bevorzugte Grablege verschiedener Hofbeamter und ihrer Familien diente.

Abschließend ist zu konstatieren, dass mit dieser Arbeit schließlich nichts weniger als das Verdienst verbunden ist, die Erinnerung an den Bau einer der wichtigsten geistlichen Einrichtungen der mittelalterlichen Stadt Berlin zurückgewonnen zu haben. Der Klappentext des Buches formuliert das etwas zurückhaltender: „Auf der Grundlage der archäologischen Befunde und Funde kann die über 800-jährige Geschichte dieses zentralen Ortes nachvollzogen werden.“

Dirk Schumann

Andreas Meinecke: Preußische Denkmalpflege im Kaiserreich. Die Provinz Brandenburg und Berlin 1860–1918. Berlin: Gebr. Mann Verlag 2019. 588 S., 298 Abb., Karten, Pläne.

Es ist bereits die zweite zusammenfassende Publikation, von zahlreichen Aufsätzen zum selben Thema abgesehen, die Andreas Meinecke zur Geschichte der Denkmalpflege in Preußen vorlegt.¹ In beiden zwar unterschiedlich bearbeiteten Veröffentlichungen nimmt der Autor geschichtliche Zäsuren der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert zum Anlass einer Periodisierung des seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wachsenden Interesses an historischen Altertümern, den Sachzeugen der Geschichte der sich bildenden Nation, das verbunden war mit dem Wunsch, sie zu erhalten, zu pflegen oder auch wiederherzustellen, was wir heute mit dem Begriff Denkmalpflege verbinden und benennen. Es sind die Zeiträume 1815–1860 und 1860–1918, also vom Ende der Napoleonischen Kriege bis zum Tode Friedrich Wilhelms IV. und zum Regierungsantritt Wilhelms I., und von dem Jahrzehnt, an dessen Ende Preußen 1871 die Vorherrschaft im vereinigten Deutschland errungen hatte, bis zur Niederlage des Kaiserreichs im Ersten Weltkrieg.

In der Einführung zum erstgenannten Werk weist Wolfgang Neugebauer auf diesen Zusammenhang des historischen Interesses, das den ersten praktischen Vorgängen zur Erhaltung von so verstandenen Denkmälern zugrunde lag, mit der „Kulturstaatsbildung Preußens“ am Anfang des 19. Jahrhunderts hin. Personell sind die Anfänge der staatlichen Denkmalpflege – der Abschnitt 1815–1860 wäre besser so zu benennen – bestimmt durch die Namen Karl Friedrich Schinkel, der in der Oberbaudeputation dem einschlägigen Ressort vorstand, und Ferdinand von Quast, dem ersten 1843 mit dem Erhalt und der Pflege von Bau- und Kunstdenkmälern „für das gesamte Königreich“ betrautem Konservator. Es ist eine methodische Eigenheit des Autors, wohl aufgrund seines überaus gründlichen, kaum etwas auslassenden Quellenstudiums, mehr eine Personalgeschichte der Denkmalpflege als eine Darstellung von praktischen Bau- und Pflegemaßnahmen zu geben. Das trifft auch für den hier zur Besprechung anstehenden zweiten Band zu. Von dessen großen Abschnitten A bis D ist nur C mit „Praktische Denkmalpflege“ überschrieben, er ist allerdings mit den Seiten 163–398 der längste Teil des im Ganzen auf 588 Seiten angewachsenen DFG-gestützten Werkes.

Schon in seiner Einleitung, in der Andreas Meinecke ansonsten die Aspekte seiner Arbeit gliedernd auflistet, erwähnt er die „seit 1835 bestehende parallele Zuständigkeit der beiden Ministerien Kultus und Öffentliche Arbeiten für Denkmalschutz und Denkmalpflege“, eine Regelung, die letztlich bis in die Gegenwart besteht und die bekannten Konflikte zwischen Bauwesen und Denkmalpflege permanent hervorruft. Sie sind ein Hauptgegenstand des Buches und machen den umfangreichen Text zu einer spannenden Lektüre.

Zunächst greift der Autor zurück und schildert die von Elan und der Protektion Friedrich Wilhelms IV. zeugenden Anfänge einer Inventarisierung von Denkmälern, was er einer Konkurrenz zum in der gleichen Angelegenheit fortgeschritteneren Frankreich zuschreibt. Wichtig für das Anliegen war die Gründung von Altertums- und Geschichtsvereinen, die dem steigenden öffentlichen Interesse an der Geschichte und ihren Zeugnissen Rechnung trugen. Erst nach 1870/71 kam es zu ersten gesetzlichen, finanziellen und organisatorischen Regelungen. Ausführungen zur Akademie des Bauwesens (seit 1880 anstelle der Technischen Baudeputation) schließen sich an, namhafte Persönlichkeiten aus dem Bauwesen trafen Gutachten über vorgesehene Restaurations- oder Erhaltungsmaßnahmen für das gesamte Kaiserreich von Straßburg über Köln, Halberstadt, Berlin bis Danzig. Auch Kloster Chorin gehörte dazu: Als erste preußische Staatskonservatoren sorgten Hans von Dehn-Rothfeler und Reinhold Persius dafür, dass entgegen einem Restaurationsvorschlag vom Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, der bedeutet hätte, das Kloster in Gänze wieder aufzubauen, die Ruine als

¹ Andreas Meinecke: Geschichte der preußischen Denkmalpflege. 1815 bis 1860. Berlin 2013 (= Acta Borussia, Reihe 2: Preußen als Kulturstaat, Abt. 2: Der preußische Kulturstaat in der politischen und sozialen Wirklichkeit 4).

echtes Geschichtszeugnis erhalten blieb, worin sich ein Wandel in den Auffassungen andeutete, der bis ans Ende des behandelten Zeitraumes – es ist die Endphase des Historismus – zu Streitfällen führte. Meinecke schließt das Kapitel mit der Bemerkung, dass es sich bei Chorin um einen „der bedeutendsten Fortschritte der Debatte um Restaurieren – Konservieren“ (Georg Dehio) gehandelt habe, es aber trotz des Einsatzes von Konservatoren und bekannten Baubeamteten vor 1910/1918 nicht zu einem „generellen oder radikalen Umschlagen von der Methode der Restauration zur Konservierung“ gekommen sei.

Von den Ursachen dafür ist erst im nächsten Großabschnitt B die Rede. In besagtem Zeitraum vollzog sich „in Form eines sich ausdifferenzierenden Netzwerkes von Akteuren“ (Adrian von Buttlar in seinem Geleitwort) die Institutionalisierung der Denkmalpflege als Staatsaufgabe, womit auch der Begriff in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeführt wurde. Zur Einstellung eines zentralen Staatsfonds kam es aber nicht. Bezuschussungen erfolgten ausschließlich aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds der preußischen Könige und deutschen Kaiser bis 1918, als schon Denkmalämter und Landes- oder Provinzialkonservatoren die administrativen Aufgaben wahrnahmen und die fachlichen Entscheidungen trafen. Die Situation führte zu Eingriffen der Potentaten, Meinecke geht vor allem auf solche Wilhelms II. ein, einschließlich „allerhöchster“ Förderungen („Gnadengeschenke“) in „außerpreußischen Reichsgebieten“.

Zu den „Akteuren“ zählen zunächst die Regierungsbauräte und Kreisbauinspektoren. Die bekanntesten dürften Paul Emanuel Spieker und Heinrich von Dehn-Rothfelser gewesen sein. Letzterer ist schließlich 1880 in der Nachfolge von Quasts mit der „Wahrnehmung der Geschäfte des (Staats-)Konservators der Kunstdenkmäler beauftragt“ worden. Meinecke nennt die Aktivitäten und Beteiligungen weiterer Akteure an praktischen Maßnahmen. Besonders hervorzuheben sind seine Ausführungen zu Ludwig von Tiedemann und die ausführlicheren Mitteilungen über die Maßnahmen von Hermann Geiseler in Lehnin und von Wolfgang Schierer in Brandenburg.

Mit der Einsetzung von Provinzialkonservatoren – 1892 in der Provinz Brandenburg – war eine neue Etappe in der Entwicklung der Denkmalpflege erreicht. Es gab eine territorial gegliederte und personell durch einen fachlich zuständigen Staatsbeamten geführte Betreuung der entsprechend eingestuften Bau- und Kunstdenkmale. In der Schlussphase des von Meinecke bearbeiteten Zeitraumes waren in der Provinz Brandenburg bis 1918 vier Konservatoren im Amt, Karl Gustav Bluth, Georg Büttner, Theodor Goecke und Erich Blunck (der über den genannten Zeitraum hinaus das Amt bis 1944 innehatte). Meinecke hält Büttner für den profiliertesten unter ihnen und hebt dessen gute Zusammenarbeit mit dem Staatskonservator für Preußen, zu seiner Zeit Hans Lutsch, hervor, während er Goecke, dessen Schwerpunkte Städtebau und Inventarisierung waren, Opportunismus gegenüber anders gearteten Vorstellungen der Geistlichkeiten bei Kirchenrestaurationen unterstellt.

Es folgt ein ausführlicher Abschnitt (B IV.) über „Wiederherstellungen durch Privatarchitekten in beiden Baubezirken“ der Provinz, Frankfurt/O. und Potsdam. Jetzt kommt eine Vielzahl von Architekten ins Spiel, deren Namen aus der Spätphase des Historismus in der zeitgenössischen Architektur bekannt sind. Ihre Leistungen waren über lange Zeit wenig geschätzt, im Falle von Erneuerungen vor allem im historischen Kirchenbau wurden sie eher als Restaurationen denn als Konservierungen angesehen und im Laufe des 20. Jahrhunderts vielfach durch „Entrestaurierungen“ zurückgebaut oder beseitigt. Kriegszerstörungen boten häufig Gelegenheit, bei Wiederaufbau die zeitgenössischen Ansichten der avantgardistischen Denkmalpfleger, meist Kunsthistoriker, zur Anwendung zu bringen. Erst in den letztvergangenen Jahrzehnten ist der Respekt vor historistischen Wiederherstellungen gewachsen und die Denkmalwürdigkeit historistischer wie neuzeitlicher Architektur anerkannt; im Falle der Gefährdung werden sogar denkmalpflegerische Konservierungen oder Wiederherstellungen durchgeführt.

Ausführlich bespricht Meinecke in diesem Abschnitt die Arbeiten von Ludwig Dihm und Otto Stiehl. Beide gehörten zu einer Gruppe von Architekten aus der Schule des „großen Neogotikers“ Carl Wilhelm Ernst Schäfer, dem viele Ergänzungen im historischen Stil an historischen Bauten (Türme des Meißener Doms) zu verdanken sind, die aber um 1900 (erster Denkmalpflegetag in Dresden) in der Kritik standen. So versah Dihm die an sich bescheidene Katharinenkirche in Schwedt

mit einem gewaltigen Turm oder den spätgotischen Fürstenwalder Dom mit einem Netzgewölbe anstelle der nach einer Zerstörung eingefügten Barockdecke; die Maßnahme von 1908/10 fand die Zustimmung aller amtlich zuständigen Personen. Meinecke bespricht weitere Arbeiten Dihms, darunter in Neuruppin, wo er die Dominikanerklosterkirche mit zwei nie vorhandenen, den Chor flankierenden Türmen versah, die aber das Stadtbild vorteilhaft bereicherten.

Otto Stiehl ging historisch treuer um; die Wiederherstellung des gotischen Rathauses in Frankfurt/O. dürfte seine bekannteste restauratorische Arbeit sein (Bildunterschrift 56 fehlerhaft). Wilhelm Blau war mit Arbeiten in der Brandenburger St. Katharinenkirche, in der Dorfkirche von Berlin-Dahlem und in Fürstenwalde am Rathaus betraut. Bekannt war Blau als Verantwortlicher für farbige Innenraumfassungen, so in der Brandenburger St. Gotthardtkirche oder im Fürstenwalder Dom. Besonders hervorzuheben ist die sensationelle, im Zuge der baulichen Wiederherstellung durch Carl Weber 1905/09 entstandene Innenraumausstattung der Zisterzienserklosterkirche von Dobrilugk, die vortäuscht, „historisch gewachsen“ zu sein.

Franz Schwechten und Gabriel von Seidl haben in ähnlichem Sinne auf adligen Landsitzen gewirkt, Wilhelm Jung, Paul Eichholz und Adolf Zeller haben mehr als Inventarisatoren gearbeitet. Eduard Jacobsthal (Mittenwalde, Kirchturm) und Johannes Otzen (Heiligengrabe, Heiligblutkapelle) sind noch als unbestechliche Historisten zu bezeichnen, Letzterer auch als äußerst streitbarer, während Bodo Ebhardt und Curt Steinberg schon mehr der Nachfolgegeneration angehörten. Ein Anliegen Meineckes ist schließlich die Nennung von Ernst Roßteuscher, dem Schüler von Viollet-le-Duc und „einzigen deutschen Schüler von Charles-Auguste Questel in Paris“; er hat wohl vorwiegend in Frankreich gearbeitet, war aber in Sorau (Żary) an der Wiederherstellung der Liebfrauenkirche maßgeblich beteiligt. Nicht alle historistischen Architekten, die gebaut, restauriert und architekturgeschichtlich geforscht und gelehrt haben, lassen sich in solcher Gesamtdarstellung nennen, auch mancher bekanntere ist letztlich bisher nur versteckt oder gar nicht erwähnt und wird erst im anschließenden Großkapitel C „Praktische Denkmalpflege auf der Ebene der Regierungsbaubehörden“ zu finden sein.

Wenn ich Meinecke richtig verstehe, geht es ihm im Großkapitel C trotz des hinsichtlich des Gegenstandes anders formulierten Titels auch hier nicht so sehr um die Beschreibungen der Restaurationen – diese jetzt im Duktus verdienstvoll gestrafft und konzentriert –, sondern um die Rolle der Beamten in den zuständigen Verwaltungen, „allesamt auch architekturgeschichtlich hervorragend ausgebildete Architekten (zum Beispiel Schüler der Berliner Bauakademie)“, bei restauratorischen Arbeiten, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts nun auch im amtlichen wie im öffentlichen Gebrauch unter dem Begriff Denkmalpflege institutionell von Staats- und Provinzialkonservatoren vertreten wurden. Die Maßnahmen stellt der Autor für den Regierungsbezirk Potsdam nach Jahrzehnten gegliedert und nach Denkmalgruppen (Stadtkirchen, Rathäuser, Stadtmauern, Tore und Türme, Dorfkirchen) geordnet vor. Als gesonderte Rubriken schließen sich der „Umgang mit Wiederherstellungen und Neubauten Schinkels“ und die „Pflegschaft des Märkischen Provinzialmuseums für die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“ an. Es entsteht der Eindruck von Vollständigkeit.

Für den Regierungsbezirk Frankfurt/O. ist die Quellensituation weniger günstig, sodass sich ein anderer Aufbau für den Abschnitt II nötig macht. Jetzt ist wieder betont auf die personellen Leistungen abgehoben, etwa auf die Stülers um 1855–1865 – man staunt über den Umfang –, und den Umgang mit ihnen um 1900, worin sich eben der Wandel in den Auffassungen zur Denkmalpflege bei den Aktiven spiegelt. Es ist einzufügen, dass in diesem Abschnitt auch Denkmale in den Gebieten östlich der Oder, die seinerzeit der Provinz Brandenburg angehörten, Berücksichtigung finden. Schinkelsche „Umbauten und Wiederherstellungen vaterländischer Altertümer“ kommen wieder gesondert zur Sprache, darunter die Marienkirche in Frankfurt/O. Als in der Oderlandschaft repräsentative Gattungen werden hier ebenfalls die Rathäuser, die Stadtmauern mit Toren und Türmen, die Dorfkirchen und die Ordenskirchen der Johanniter mit ihren Restaurierungen und als ein Sonderfall die Wiederherstellung der Eisenkonstruktion des barocken Kirchturms in Crossen vorgestellt.

Nach dem gleichen Prinzip bearbeitet schließen sich noch die Abschnitte III „Aspekte der Denkmalpflege in der Stadt Potsdam“ und IV „Denkmalpflege in der Reichsmetropole Berlin“ an. Sie

sollen wegen des Bekanntheitsgrades der behandelten Einzeldenkmale und ihrer Schicksale hier nur genannt sein. Es geht in Potsdam um die Garnisonkirche und die Nikolaikirche, das alte Rathaus und den Palast Barberini etc., in Berlin um den Kampf gegen „Abbrüche wertvoller Bauten“ und um die Restaurierungen des Restbestandes. Dazu gehören die mittelalterlichen Hauptkirchen der Innenstadt St. Nikolai und St. Marien, die barocken und klassizistischen Staatsbauten, die Hedwigskirche und der Berliner Dom, Theater und Museen etc., eigentlich alles Denkmale, die immer im Brennpunkt einer kritisch beobachtenden Öffentlichkeit standen und auch gegenwärtig stehen, sodass die Ausführungen von Andreas Meinecke für die brisante Situation der praktischen Denkmalpflege in Berlin bestätigende Aktualität gewinnen.

Was das Großkapitel C aber ganz besonders auszeichnet und wertvoll macht, ist die gegenüber den vorangehenden Kapiteln reichere und ausführlichere Bebilderung mit Aufnahmen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, meist von Zuständen vor den verändernden Restaurationen der späthistoristischen Phase, und mit zahlreichen Bauzeichnungen von den bauenden „Akteuren“. Es sind keineswegs immer Bilder, die schon bekannt sind, und nach über hundert Jahren haben die Denkmale ihr damals restauriertes Outfit schon längst wieder verloren. So lässt uns der Autor unmittelbar an seinen Recherchen optisch teilnehmen. Leider scheint der Platz nicht ausgereicht zu haben, um die Aufnahmen und vor allem die Zeichnungen größer zu reproduzieren.

Im abschließenden Großkapitel D „Reglementierung, Entwicklung von Normativen und Vernetzung“ geht Andreas Meinecke zunächst auf frühe Erlasse und Verfügungen zum Schutz vorgeschichtlicher Denkmale in Preußen nach der Bildung der Provinzen ein und verweist auf das Rheinland nach 1815, nach 1870/71 auch auf das gewonnene Elsass-Lothringen mit Hinweisen auf ältere französische Muster. Der erste Entwurf zu einem preußischen Denkmalschutzgesetz datiert von 1887, zu einer Vorlage kam es aber erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg – durch Zutun des an der Bodenarchäologie interessierten Kaisers mehr im Sinne eines Ausgrabungsgesetzes.

Die Inventarisierung, grundsätzlich die statistische Erfassung von Bau- und Kunstdenkmälern als eine Hauptaufgabe der Denkmalpflege als wissenschaftlicher Disziplin, hat bekanntlich ihre eigene Geschichte. Meinecke schildert sie von den Anfängen unter Ferdinand von Quast (Fragebogenaktion, 1860 eingestellt) über das erste Kunstdenkmälerinventar von Rudolf Bergau 1885 bis zu den seit 1907 erscheinenden Bänden *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg* unter der Schriftleitung von Büttner, ab 1908 von Goecke. Einen Sonderfall stellte seinerzeit die Schaffung eines Denkmälerinventars für die Reichshauptstadt dar; das erst 1893 erschienene Werk von Regierungsbaumeister Richard Borrmann blieb über lange Zeit, weit über Meineckes Bearbeitungszeitraum hinaus, das einzige einschlägige wissenschaftliche Verzeichnis für das damalige Berlin.

Meinecke hat jedem seiner Großkapitel ein „Resümee“ angehängt, eine Hilfe für die Lektüre der ausführlichen, bisweilen doch etwas ausufernden Texte. Dem Ganzen ist am Ende ein Gesamtresümee angefügt, das einleitend die Motivationen des Phänomens Denkmalpflege zum Inhalt hat, die von den involvierten Personen geprägt und durch deren Handeln wissenschaftlich, künstlerisch, politisch etc. bestimmt waren, ein sympathischer Schlusstext, dem sich Kurzfassungen zum methodischen Wandel in der Praxis während der behandelten Zeitabschnitte von 1860 bis 1910 sowie ein vergleichender Blick in preußische Nachbarprovinzen und Bundesstaaten anschließen, um mit einem Zitat von Georg Dehio, eigentlich einem der schärfsten Kritiker des Restaurationswesens im 19. Jahrhundert, zu enden und die denkmalpflegerischen Vorgänge des 19. Jahrhunderts gegenüber den Kritikern aus den Reihen der Avantgarde des 20. Jahrhunderts ins rechte Licht zu rücken: „Niemals werden wir für die Denkmale der bildenden (und bauenden?) Kunst dieselbe Lebensdauer erreichen können wie für die Denkmäler der Literatur, aber sie ... verlängern durch Rechtsschutz und technischen Schutz, das können wir.“

Das Anliegen, die Geschichte der nun schon über zweihundert Jahre alten Denkmalpflege als einer historischen wie bautechnischen Wissenschaft darzustellen, ist, vermutlich aufgrund des erneuten Wandels in den Auffassungen zur Praxis, schon länger vorhanden gewesen und hat mit den Büchern von Heinrich Magirius für das Land Sachsen 1989 und von Peter Findeisen für das Land Sachsen-Anhalt 1990 vorbildlich Früchte getragen. Die Anlage war eine andere: einer Gesamtdarstel-

lung folgte ein „Katalog beispielhafter denkmalpflegerischer Leistungen“. Es war die Absicht, eine Publikationsreihe zum Thema zu kreieren, die der territorialen Gliederung folgt, die ja immer noch einer historischen im Wesentlichen entspricht. Hartwig Beseler, seinerzeit Landeskonservator von Schleswig Holstein, hatte sich 1991 die Fortsetzung dieser Reihe gewünscht.² Vielleicht könnten die vorliegenden, nun schon älteren Bände dieser Reihe und das Buch von Andreas Meinecke für weitere Arbeiten zur Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland nach territorialer Gliederung eine Anregung sein.

Ernst Badstübner

Justine Nagler: Theodor Kalide. Monographie und Werkverzeichnis des Berliner Bildhauers (1801–1863). Berlin: Lukas Verlag 2018. 500 S., 60 Farbabb., 306 s/w-Abb.

Der im oberschlesischen Königshütte (Chorzów) geborene Theodor Kalide zählt zu den talentiertesten Schülern von Johann Gottfried Schadow und Christian Daniel Rauch. Dennoch ist er im Stadtbild Berlins heute nur noch in dem ruhenden Löwen auf dem Grabmal Gerhard Johann David von Scharnhorsts auf dem Invalidenfriedhof gegenwärtig. Der Löwe, nach einem von Rauch „inspirierten und von Theodor Kalide ausgeführten Modell 1828 fertiggestellt [...], gilt als seinerzeit bedeutendster Bronzeuß der Berliner Eisengießerei“. Diese Feststellung der Verfasserin ist wichtig, weil der sich als Alleinherrscher auf dem Gebiet der Berliner Skulptur seiner Zeit fühlende Rauch den Löwen als sein Werk ansah. Kleinere Arbeiten Kalides in Kirchen und Museen der Stadt fallen kaum ins Auge, und seitdem die Präsentation von Meisterwerken der Berliner Bildhauerschule im Besitz der Nationalgalerie wegen des baulichen Zustandes der Friedrichswerderschen Kirche nicht mehr zu sehen ist, kann dieses glanzvolle Kapitel der Berliner Kunstgeschichte zurzeit nicht zusammenhängend erlebt werden.

Im Unterschied zu der spärlichen Präsenz Kalides imponiert im Zentrum der Stadt der zwanzig Monate jüngere Landsmann, Freund und Rivale August Kieß mit zwei monumentalen Bronzegruppen von höchster Dramatik, der „Kämpfenden Amazone“ von 1842 auf der rechten Treppenwange des Alten Museums und dem den Drachen (der Revolution) tötenden „Hl. Georg“, 1849 konzipiert und 1855 gegossen, jetzt in der Nähe der Nikolaikirche aufgestellt. Das ohne Auftrag konzipierte Werk ist ein Bekenntnis des Bildhauers zur Monarchie.

Umso verdienstvoller ist das aus einer Erlanger Dissertation hervorgegangene Buch der in Gleiwitz (Gliwice) geborenen und am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg tätigen Kunsthistorikerin Justine Nagler. Es besitzt alle Vorzüge einer mit jugendlichem Schwung, unermüdlichem Eifer, Sympathie für ihren „Helden“ und vorbildlicher Gewissenhaftigkeit geschriebenen Ouvertüre zu einem Lebenswerk. Man kann dieser nur eine glückliche Fortsetzung auf gleich hohem wissenschaftlichen Niveau wünschen – glücklicher als das Schicksal Kalides und das seines Werkes, dem durch Krieg und anderen Unverstand erhebliche Verluste zugefügt worden sind.

Die erstmalige und wohl vollständige Zusammenstellung eines Kataloges der bildhauerischen Werke – von Zeichnungen, die es auch gegeben haben muß, ist keine einzige bekannt – als Grundlage für alle weitere Forschung wird als Hauptziel der Arbeit betont. Das ist eine kluge Beschränkung, denn für die Ergreifung des Energiehaushaltes einer genialen und dabei disharmonischen Künstlerpersönlichkeit fehlt es an Dokumenten. „Sein eben nicht leicht umgänglicher Charakter“ (S. 54) ist dabei in Rechnung zu stellen. Was der Freund Ludwig Pietsch in seinen autobiographischen Schriften über Kalide zum Besten gibt, ist zwar amüsant zu lesen, aber nicht unbedingt zuverlässig. Wichtig für die Frühzeit Kalides ist eine Äußerung Rauchs gegenüber Ernst Rietschel von 1833, als das Verhältnis von Lehrer und Schüler noch nicht durch den Haß des Letzteren getrübt war: „Kalides

² Hartwig Beseler: Rezension zu Heinrich Magirius: Geschichte der Denkmalpflege. Sachsen. Von den Anfängen bis zum Neubeginn 1945 (1989), in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 49 (1991), S. 97–100.

Beharrlichkeit in der Kunst des Zeitmessens nicht achtend, seine moralische Reinheit macht mir ihn als Mensch und Künstler höchstachtbar.“ (S. 43)

Der Werkkatalog führt 43 selbständig geschaffene und vollgültige Arbeiten aus den Jahren 1820 bis 1863 auf, wobei unter „Arbeit“ die Erfindung zu verstehen ist, die in vielen Fällen in mehreren Exemplaren nachgewiesen werden kann, so etwa die zwanzig bei der besonders beliebten Gruppe „Junge mit Schwan“ (WV 17).

Bei der als sehr niedrig erscheinenden Zahl der vollgültigen Arbeiten ist zu berücksichtigen, daß der Künstler, dem Fleiß bescheinigt worden ist, den Drang verspürte, nur Vollkommenes und ganz seinen Vorstellungen Entsprechendes zu liefern, und fast alles selbst ausführte. Hinzu kommen 15 lediglich dokumentierte Schüler-Arbeiten, neun Ziselierungen von Werken anderer Bildhauer und drei Kopien. Ziselierung, die Bearbeitung von Rohgüssen, um eine perfekte Oberfläche zu erzielen, hatte Kalide bei dem aus Paris nach Berlin gekommenen Louis Coué erlernt und wurde als Vollendung einer Skulptur hoch bewertet.

Von vier Werken, darunter einem Hauptwerk „Knabe mit Ziegenbock im Kampf“ (WV 33), ließ sich keine bzw. nur eine sehr schwache Vorstellung gewinnen. Von sieben zerstörten Arbeiten konnten Abbildungen beschafft werden. Überhaupt ist die umfangreiche Bilddokumentation der Geschichte einzelner Werke und ihrer Wiederholungen eine beeindruckende Leistung der Verfasserin.

Das Buch ist breit angelegt und differenziert gegliedert. Das eigentliche Werkverzeichnis führt in der Gruppe der 43 vollgültigen Arbeiten 164 Objekte an, also größtenteils Wiederholungen, mit den üblichen Angaben und Abbildungen. Das füllt 155 Seiten. Zwanzig Werke werden zu Recht abgeschrieben. Die eigentliche wissenschaftliche Bearbeitung hinsichtlich Stil, Ikonographie, Vorbildern, zeitgenössischen wie antiken, und Parallelen in der Zeit erfolgt unter der Überschrift „Werk“ in einem ebenso umfangreichen Abschnitt. Dieser ist nach Aufgaben wie Tierplastiken, Mensch-Tiergruppen, Bildnissen, Grabmalern und anderen Aspekten gegliedert. Das führt zu manchen Wiederholungen und Überschneidungen auch mit dem ersten Hauptteil „Leben“, der die verschiedenen Stationen seines Weges mit Erfolgen und Rückschlägen darstellt. Dennoch wirkt die Darstellung nirgends langatmig, weil überall gute Beobachtung und profundes Wissen über technische Einzelheiten bildhauerischen Arbeitens samt Fortschritten vermittelt wird. Nur beiläufig wird berichtet, daß Kalide 1855 eine 24 Jahre jüngere Friederike Kohl geheiratet hat, von der er eine bereits 1850 geborene Tochter und eine zweite, 1857 geborene hatte (S. 76). Seit spätestens 1860 lebte er von seiner Frau getrennt.

Eigenartig ist bei Kalide der fast völlige Verzicht auf das sich auf das Physiognomische konzentrierende Porträt, war diese Gattung doch sonst für Künstler eine Möglichkeit, in der Gesellschaft bekannt zu werden. Vielleicht verschmähte er aus Stolz diesen Weg. Im Porträttondo seines ihm offensichtlich sehr ähnlichen Vaters von 1835 (WV 20.b) mit energischen, sogar etwas brutalen Zügen wird deutlich, was er auf diesem Feld zu leisten vermochte. Verglichen damit wirkt das Bildnis des alten Schadow, das Justine Nagler Kalide zuschreibt (WV 23), doch sehr abstrakt, kalkuliert und lebensfern. Zu bezweifeln, ja unbedingt abzulehnen ist die als Werk Schinkels ausgegebene Zeichnung eines Panthers, der der über ihm liegenden Nymphe eine Brust leckt (Farbabb. 29). Obgleich das Blatt in der Mappe 48a des ehemaligen Schinkel-Museums liegt, gehört sie mit anderen in dieser Mappe enthaltenen Zeichnungen nicht zu den authentischen Arbeiten Schinkels, sondern stammt wie das auf der gegenüberliegenden Seite abgebildete Blatt von Bettina von Arnim. Das Datum steht nicht fest. Wäre es tatsächlich um 1825/30 einzuordnen, müßte es als Ermütigung Kalides für die Freizügigkeit in seinem provokanten Hauptwerk „Bacchantin auf Panther“ von 1844/48 (WV 29.b) angesehen werden. Für Pietsch war der „Junge mit Schwan“ „das Hauptwerk seines Künstlerlebens, das ihm trotz aller späterer Verirrungen den schönsten Ruhm in der Geschichte der modernen Plastik sichern wird“ (S. 323). Für die heutige Zeit, die das Wort „Verirrung“ nicht mag, ist Höhe- und Wendepunkt in Kalides Schaffen natürlich die nur als Fragment erhaltene „Bacchantin auf dem Panther“. Schadow, dem Verwegenes nicht fremd war und der Sympathie für Kalide empfand, schrieb in „Kunst-Werke und Kunst-Ansichten“ in seiner unnachahmlichen Formulierungskunst über das 1844 ausgestellte Modell die oft, aber nicht von Justine Nagler zitierte Bemerkung: „An das

Verwegene gränzend war der Entwurf einer Gruppe von Kalide: auf einen Panther hatte sich rücklings eine nackte Bacchantin hingestreckt, Kopf und Arm herabsinkend und den einen Schenkel gehoben. Die Kleinheit des Entwurfes ließ den Beschauer nur einen flüchtigen Blick hinwerfen; indeß hat ein Kunstfreund den Künstler veranlaßt, diese Gruppe in Lebensgröße in Marmor auszuführen, zu welchem Zweck derselbe sich nach Carrara begeben hat.¹ Der „Kunstfreund“ war der schwerreiche Hütten- und Großgrundbesitzer und Schwager Kalides Franz von Winckler, der die Marmorgruppe als Schmuck für sein Schloß in Kattowitz (Katowice) vorsah, aber aus nachvollziehbarem Grund auf eine Aufstellung verzichtete. Die Italienreise weckte in Kalide die Bewunderung für Michelangelo, der fortan sein Maßstab für künstlerische Größe wurde.

Die Familie von Winckler blieb Kalide treu verbunden. Die Witwe von Franz von Winckler stiftete in Miechowitz (Miechowice) eine große neugotische Kirche, und ihre Tochter Valeska Tiele-Winckler beauftragte Kalide mit einer überlebensgroßen, den Kirchenraum beherrschenden Marmorfigur einer Madonna mit Kind. Der bereits von Kurt Bimler, dem verdienten Wiederentdecker Kalides, kritisierte müde Blick Marias kontrastiert mit der nicht überzeugend motivierten Überfülle der Gewandfalten, die kaum noch etwas von der Körperlichkeit der Madonna sehen läßt. Ein Verfall der Kräfte wird durch nicht enden wollendes Lineament überspielt. Auf das Problematische in diesem Spätwerk geht die Verfasserin nicht ein.

Bis auf den Kopf zerstört ist das einzige Standbild, das Kalide auszuführen vergönnt war, das Denkmal für Friedrich Wilhelm von Reden für Königshütte (1847–1852). Bei allen anderen Denkmalprojekten unterlag der Bildhauer seinen Konkurrenten. Als Ergänzung zu der monumentalen, nahezu alle Aspekte erörternden Arbeit seien mir zwei Anmerkungen gestattet. Wenn Künstler paarweise auftreten, werden sie nicht nur von außen miteinander verglichen, sondern es entsteht auch in ihnen selbst oft der Wunsch, in Abgrenzung von einem Gegenüber das eigene Profil zu schärfen. So liegt die Vermutung nahe, daß Kalide nach dem spektakulären Erfolg, den Kiß 1842 mit der kämpfenden Amazone verbuchen konnte, mit etwas ähnlich Aufsehen Erregendem an die Öffentlichkeit treten wollte. Nagler erwähnt diesen Sachverhalt nur kurz (S. 147), er erscheint mir jedoch bei dem Sendungsbewußtsein des Weggefährten als sehr wichtig. Etwas ganz Neues wollte er ja auch bei den Pegasus-Gruppen für das Dach des Museums (WV 25,26) in Abgrenzung von Tiecks Dioskuren bieten. Kiß zeigt den Angriff eines Panthers auf ein Pferd, der von der Amazone abgewehrt wird, indem sie ihren Speer gegen das Raubtier schleudert. Auch bei Kalide tritt eine Frau in eine Beziehung zu einem Panther, nun aber in eine erotische von erklügelter Absonderlichkeit. Schroffer kann der Gegensatz zu der Schöpfung des etwas jüngeren Kollegen kaum sein. Kalide fordert zu einem voyeuristischen, Distanz überspringenden Sehen auf, wogegen das Werk von Kiß ganz auf Fernwirkung und Dominanz in einem weiten Raum hin konzipiert ist. Ludwig Pietsch, der mit Kalide befreundet war und dessen Urteil vielleicht nicht ganz objektiv ist, bezeichnet Kiß im Vergleich mit jenem als „viel talentärmer“.

Die andere Anmerkung betrifft das faszinierende Porträt des etwa 35-jährigen Kalide von dem zu Unrecht ganz im Schatten von Franz Krüger stehenden Johann Samuel Otto (1798–1878). Weil das Werk nicht signiert ist, hat die Verfasserin den Namen mit einem Fragezeichen versehen, das ich streichen möchte. Heinrich Brauer hat den Maler in einem von Nagler nicht herangezogenen Aufsatz von 1975 als einen ebenso wie Kalide neue Wege gehenden Künstler charakterisiert.² Das in Privatbesitz befindliche Porträt trifft nicht nur den Charakter des Bildhauers offenbar genau, sondern ist auch als provozierendes politisches Bekenntnis zu bewerten. Mißtrauisch geht aus dem zur Seite geneigten Kopf der Blick am Betrachter vorbei nach schräg oben. Der sinnliche Mund ist trotzig verschlossen, und zwischen den Augen hat sich eine Falte gebildet. Die innere Spannkraft teilt sich der Kleidung

1 Johann Gottfried Schadow: Kunst-Werke und Kunst-Ansichten. Berlin 1849, S. 355.

2 Siehe Heinrich Brauer: Johann Samuel Otto bemüht sich um einen neuen Bildnis-Typ, in: Martin Sperlich/Helmut Börsch-Supan (Hrsg.): Schloß Charlottenburg, Berlin, Preußen. Festschrift für Margarete Kühn. München 1975, S. 255–270.

mit, wo zwischen einer weißen Weste und über einem weißen Hemd ein locker geknotetes Halstuch in den Farben rot und gelb neben dem Schwarz des Anzuges sichtbar wird. Bedenkt man, daß der einzige erhaltene persönliche Brief Kalides an Karl Heinrich Brüggemann, einen der Hauptredner des Hambacher Festes von 1832, gerichtet ist, dann ist der Sinn der Farbzusammenstellung schwarz-rot-gelb (-gold) unmittelbar verständlich. Brüggemann wurde 1836 zum Tode verurteilt, dann zu lebenslanger Festungshaft begnadigt und 1840 von Friedrich Wilhelm IV. amnestiert. Zwischen 1845 und 1848 gehörte Brüggemann zu dem Kreis von linksorientierten Intellektuellen wie Ferdinand Lassalle, Berthold Auerbach und Franz Duncker, in dem auch Kalide verkehrte.

Wenn Pietsch, der ebenfalls als Schüler von Otto mit diesen Leuten in Verbindung stand und in seinen Erinnerungen sehr schlecht von Otto redete, dann mag das damit zu erklären sein, daß der später ganz auf seinen Glanz in der Gesellschaft bedachte Journalist nicht mehr an seine Jugendzeit erinnert werden wollte. Der kompromißlos seinem künstlerischen Gewissen folgende Kalide dachte anders, und bei manchem Mißerfolg, vielleicht auch schon bei der Konkurrenz um das Denkmal Friedrichs des Großen für Breslau 1839 (WV 22), kann Kalides politische Gesinnung eine Rolle gespielt haben. Kiß jedenfalls war geschmeidiger.

Das Buch von Justine Nagler ist nicht nur als eine exzellente wissenschaftliche Leistung zu würdigen, es verdient auch Lob für die Fähigkeit der Verfasserin, mit einer schönen Sprache schwierige Sachverhalte zu benennen und die Gedankengänge des Künstlers offenzulegen. Das ist heute durchaus keine Selbstverständlichkeit. Zusammen mit der gediegenen Ausstattung durch den Verlag ist hier ein Unternehmen gelungen, mit dem die von Peter Bloch initiierte Reihe von Monographien über Berliner Bildhauer nach einem längeren Zeitraum fortgesetzt wird: Albert Wolff (Jutta von Simson 1982), Christian Ludwig Tieck (Bernhard Maaz 1995), Christian Daniel Rauch (Jutta von Simson 1996) und Gustav Blaeser (Michael Puls 1996).

Helmut Börsch-Supan

Die Prenzlauer Chronik des Pfarrers Christoph Süring 1105–1670, hrsg. von Heinrich Kaak. Berlin: BWV 2017. 1002 S., mehrere Abb., eine Karte (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 72).

Bei der hier zu besprechenden Edition handelt es sich – dies kann vorab schon getrost konstatiert werden – um eine landesgeschichtliche Quelle allerersten Ranges. Von daher ist dem Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Klaus Neitmann, für die Förderung dieses Projektes und besonders Heinrich Kaak als dem verantwortlichen Bearbeiter und Herausgeber nicht genug zu danken.

In einer ausführlichen Einleitung informiert Kaak über die zugrunde gelegten Editionsgrundsätze und den Chronisten Christoph Süring. Der 1615 in Prenzlau geborene Sohn eines Schneidermeisters war während einer Pestepidemie Vollwaise geworden und studierte in Königsberg (i. Pr.) Theologie. Danach war er zunächst Hauslehrer und begann zu Beginn der 1650er Jahre mit ersten Recherchen für sein großes historiographisches Vorhaben. 1655 wurde er zum Pfarrer der Prenzlauer Sabinenkirche berufen und setzte in dieser Stellung seine Arbeit an der Chronik fort. Dem Bearbeiter ist zuzustimmen, für den sich Süring als „ein ehrgeiziger, engagierter Chronist“ darstellt, „dem sein Vorhaben zur Herzensangelegenheit wurde“ (S. XII).

Die in drei Handschriften vorliegende, aus dem Nachlass des Archivars und Historikers Adolph Friedrich Riedel stammende und über 1.200 Originalseiten umfassende Chronik enthält ein überaus reichhaltiges Material zur Geschichte der uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau seit dem frühen 12. Jahrhundert. Im Mittelpunkt steht die chronikalische Verzeichnung von Ereignissen; die Manuskripte enthalten aber auch landeskundliche und topographische Informationen ebenso wie Listen über städtische und kirchliche Amtsträger. Ausführlich äußert sich der Bearbeiter zu den von Süring herangezogenen Quellen und Literaturtiteln. Neben anderen historischen Werken zur Stadtgeschichte Prenzlaus sowie zur pommerschen und brandenburgischen Landesgeschichte – die uckermärkische Kommune verfügte für die damalige Zeit über beachtliche Bibliotheken – nutzte der Pfarrer vor allem Aufzeichnungen von Prenzlauer Bürgern wie auch aus Prenzlauer Kirchen- und

Stadtbüchern. Die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges und die beiden unmittelbar folgenden Jahrzehnte schilderte er zudem aus eigenem Erleben. Fast ein Zehntel des Textes hat er in lateinischer Sprache verfasst. Der Duktus der Sprache spiegelt einen gewissen Wandlungsprozess wider; besonders die zweite umfassendere Handschriftenversion erscheint zunehmend professioneller und lässt einen bestimmten wissenschaftlichen Eifer des Verfassers erkennen.

Vor allem für die Prenzlauer Stadtgeschichte des späten 16. und 17. Jahrhunderts erweist sich die Chronik als besonders aussagekräftig und bietet ein reiches Füllhorn an Informationen. So hat der Rezensent diese Quelle – damals noch in Ermangelung einer Edition im handschriftlichen Original – für den von ihm bearbeiteten Abschnitt zum 17. Jahrhundert in der 2009 erschienenen Stadtgeschichte Prenzlaus¹ gewinnbringend genutzt. Dank eines breiten Spektrums der von Süring behandelten Ereignisse, aber auch vieler Einzeldaten etwa zur historischen Demographie, über das Marktleben, über Aspekte devianten Verhaltens wie verhängte Kirchenstrafen oder die Ahndung von Verbrechen bis hin zur Wahrnehmung der Landesherrschaft in Gestalt von kurfürstlichen Edikten und der Genehmigung von Stadtstatuten werden viele Bereiche städtischen Lebens berührt. Auch diejenigen Leser, die an Fragen der Mentalitätsgeschichte oder der Volkskunde interessiert sind, dürften auf ihre Kosten kommen. Man erfährt so zum Beispiel aus „erster Hand“, wie die Prenzlauer im Juli 1627 erstmalig unmittelbar mit dem ja nun schon seit neun Jahren tobenden Krieg, dem später als „Dreißigjährigen“ titulierten, konfrontiert wurden.

Heinrich Kaak ist es gelungen, aus den sich in einem mitunter recht fragilen Zustand befindenden Vorlagen eine nach modernen Grundsätzen bearbeitete und gut nutzbare Quellenedition herzustellen. Der Wert dieses verdienstvollen Werkes erhöht sich zudem durch ein vom Herausgeber sorgfältig erstelltes umfängliches Orts-, Sach- und Personenregister sowie eine eigens für diese Edition erarbeitete Karte von „Prenzlau und Umgebung in der Zeit Christoph Sürings“. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, dass die Süring-Chronik die ihr gebührende Beachtung auch über den an der Prenzlauer und uckermärkischen Geschichte hinausgehenden Interessentenkreis finden wird.

Frank Göse

Reformationen vor Ort. Christlicher Glaube und konfessionelle Kultur in Brandenburg und Sachsen im 16. Jahrhundert, hrsg. von Enno Bünz/Heinz-Dieter Heimann/Klaus Neitmann. Berlin: Lukas Verlag 2017. 455 S., zahlr. Abb. (= Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 20).

Die wissenschaftliche Vorbereitung und Begleitung des fünfhundertsten Reformationsjubiläums hat gezeigt, dass die Beleuchtung grenzüberschreitender Perspektiven – ob im reinen Vergleich oder in Bezug auf den politisch-religiösen Austausch – auch für Brandenburg durchaus en vogue ist, zumal die Grenzen des heutigen Bundeslandes nicht mit den historischen, im 16. Jahrhundert gültigen übereinstimmen. Während heute die Neumark zur Republik Polen und die Altmark zu Sachsen-Anhalt sowie Strasburg in der Uckermark zu Mecklenburg-Vorpommern gehört, sind als Folge des Wiener Kongresses im Süden sächsische Gebiete hinzugekommen. Schon allein deswegen ist die im von Enno Bünz, Heinz-Dieter Heimann und Klaus Neitmann herausgegebenen Sammelband vorgenommene Perspektiverweiterung auf – je nach Standpunkt – Sachsen bzw. Brandenburg höchst begrüßenswert. Und dass die Reformationsgeschichte einer Landschaft nicht von den Entwicklungen in unmittelbarer Nachbarschaft losgelöst betrachtet werden kann, ist mittlerweile wohl auch allgemein anerkannt und verschaffte der Tagung in Brandenburg an der Havel, die vom 9. bis 11. Juni 2016 im Paulikloster abgehalten worden ist und deren Beiträge die Grundlage des vorliegenden Sammelbandes bilden, unbestreitbare Legitimation.

¹ Siehe Klaus Neitmann/Winfried Schich (Hrsg.): Geschichte der Stadt Prenzlau. Horb am Neckar 2009 (= Einzelveröffentlichungen der Brandenburgischen Historischen Kommission 16).

Die zehn Brandenburg betreffenden Beiträge überwiegen jene sechs sächsische Gebiete in den Mittelpunkt rückenden allein schon zahlenmäßig deutlich. Der Beitrag von Sascha Bütow ist mit der Auflösung des Klosters Dobrilugk in der Lausitz anzusiedeln, währenddessen derjenige Peter Knüvener, der sich der Umwandlung mittelalterlicher Kirchengestaltungen in nachreformatorischer Zeit widmet, neben brandenburgischen Exempeln ebenso lausitzische berührt. Und Andreas Odenthal wendet sich in seiner Untersuchung der Stundenliturgie im Brandenburger Domstift auch dem Magdeburger Vorbild zu. Damit werden immerhin zwei zusätzliche Landschaften, die Lausitz und das Erzstift Magdeburg, (vergleichend) einbezogen, an denen die Hohenzollern und die Wettiner über einen längeren Zeitraum hinweg konkurrierende Interessen geltend gemacht haben. Die Abhandlung von Lucian Hölscher zur Frömmigkeit und Konfessionalität in der Frühen Neuzeit und heute, die allgemeine Gültigkeit beansprucht, sowie diejenige von Thomas Fuchs zu Kirchenbibliotheken der Reformationszeit mit Beispielen aus dem gesamten Reichsgebiet, darunter gleichwohl Brandenburg und Sachsen, haben dagegen keine dezidierten regionalen Schwerpunkte.

Mit der Frage nach den Reformationen vor Ort verbindet sich grundsätzlich die Frage nach den handelnden Akteuren, denen vor Ort Möglichkeiten der Einflussnahme offenstanden. Äußerst gelungen sind die nacheinander abgedruckten Beiträge von Frank Göse und Uwe Schirmer, die die Spielräume der kurbrandenburgischen bzw. kursächsischen Stände in einem landesherrlich initiierten und gesteuerten Reformationsprozess herausstellen. Die Berücksichtigung der Interessen und der Wirksamkeit landständischer Akteure in festgefühten Territorialfürstentümern ist umso bemerkenswerter, als damit das klassische Bild einer Fürstenreformation erheblich erweitert wird. Christian Gahlbeck wendet sich mit der Johanniterordensballi Brandenburg einem weiteren, überwiegend in der Neumark tätigen Protagonisten zu und analysiert die Transformation des altgläubigen Ordens zu einer evangelischen Korporation, nachdem er sich seiner Eigenständigkeit schon sukzessive zugunsten der Landesherrschaft hatte begeben müssen. Der Beitrag von Christoph Volkmar zum altmärkischen Beetzendorf führt vor Augen, dass die Quellen dieser Zeit gerade für nichtstädtische Gebilde kaum überreich sprudeln, wengleich die Betonung des landadligen Einflusses, der durch die Reformation gestärkt wurde, auf die Geschicke der Kirche innerhalb ihres Herrschaftsgebietes zu würdigen ist. Ebenfalls am altmärkischen Beispiel stellt Michael Scholz die Paradigmen von Stadt- und Fürstenreformation gegenüber, um zu dem Ergebnis zu gelangen, dass es sich Falle von Stendal, wo es 1530 zu Gewalttätigkeiten gegen altgläubige Kleriker und die Ratsobrigkeit gekommen war, um eine „abgebrochene Hansestadtreformation“ gehandelt habe; abgebrochen eben deswegen, weil der hemmende landesherrliche Einfluss Joachims I. während seiner Regierungszeit überwog. Dass die brandenburgische Reformationsspielart in ihrer Gesamtheit letztendlich nach wie vor als Fürstenreformation charakterisiert werden kann, es also von der Entscheidung des Kurfürsten abhängig war, ob die reformatorische Lehre flächendeckend Wirksamkeit entfalten konnte und welches Gepräge das neue lutherische Landeskirchenwesen erhielt, verdeutlichen des Weiteren die Beiträge Michael Höhles zu Kontinuität und Bekenntniswechsel an der Universität Frankfurt/Oder¹ und Andreas Stegmanns zur ersten brandenburgischen Kirchenordnung. Den sich an den Erlass der Kirchenordnung anschließenden Visitationen, die ihrer Durchsetzung galten und auf landesherrlichen Befehl hin das erste Mal 1540–1545 abgehalten wurden, geht Christiane Schuchard unter besonderer Berücksichtigung von Indizien für Beharrung und Wandel nach, womit freilich auf den zunächst sehr konservativen Grundzug der kurbrandenburgischen Reformation Bezug genommen wird. Nichtsdestotrotz darf die „bewahrende Kraft des Luthertums“² als Allgemeingut der Reformationsforschung gelten, ist also

1 Siehe bereits das gehaltvolle Standardwerk von Michael Höhle: *Universität und Reformation. Die Universität Frankfurt (Oder) von 1506 bis 1550*. Köln/Weimar/Wien 2002 (= Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 25).

2 Johann Michael Fritz (Hrsg.): *Die bewahrende Kraft des Luthertums. Mittelalterliche Kunstwerke in evangelischen Kirchen*. Regensburg 1997.

kein rein brandenburgisches Spezifikum. So verweisen dann die Beiträge von Julia Kahleyß, Gottward Kemmether und Peter Knüvener auf die behutsamen und sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden Veränderungen der Ausstattung evangelischer Kirchen in Sachsen, Brandenburg und den Lausitzen. Wie sehr der Reformationsprozess auf engstem Raum von Akteuren mit ganz unterschiedlichen Interessenlagen beeinflusst werden konnte, führt Alexander Sembdner anhand der Bischofsstadt Naumburg aus. Hier stand einer evangelisch gesinnten Bürgerschaft und dem sich ihr nach gewissem Zögern anschließenden Rat das katholische Domkapitel gegenüber, das seinen Durchgriff mittelfristig lediglich innerhalb der von der Ratsstadt politisch geschiedenen Domfreiheit behaupten konnte. War in Naumburg der fürstliche Einfluss begrenzt, rangen im von Elisabeth von Sachsen regierten und ab 1537 evangelischen Wittum Rochlitz, das zum albertinischen und damit bis 1539 katholischen Herzogtum Sachsen gehörte, widerstreitende fürstliche Interessen und Glaubensüberzeugungen miteinander, wie Jens Klingner erläutert.

Außer Sabine Zinsmeyer, die Klosterordnungen weiblicher Gemeinschaften in der Reformationszeit analysiert und von ihrem kursächsischen bzw. herzoglich-sächsischen Schwerpunkt aus auch einen knappen Vergleich mit Brandenburg wagt, unternimmt keiner der übrigen hier verschriftlichten Beiträge, anders als angesichts des Gesamtthemenzuschnitts des Bandes womöglich zu erwarten und wünschenswert gewesen wäre, den komparativen Blick auf Aspekte der Reformation im Kurfürstentum Brandenburg bzw. in der Neumark auf der einen Seite und im Kurfürstentum bzw. im Herzogtum Sachsen auf der anderen. Darin mag man einen gewissen konzeptionellen Mangel sehen, wenn man einen solchen suchen will. Vom Beitrag Andreas Stegmanns abgesehen, der die Genese der brandenburgischen Kirchenordnung von 1540 beleuchtet, werden auch gegenseitige Einflüsse, wobei diejenigen Sachsens auf Brandenburg freilich stärker zu gewichten sind als andersherum, kaum berührt. Das fügt der normativen Relevanz und wissenschaftlichen Qualität der einzelnen Beiträge jeweils für sich jedoch keinerlei entscheidenden Abbruch zu, und freilich kann eine aus einer Tagung hervorgegangene Aufsatzsammlung nicht annähernd die innere Kohärenz aufweisen wie eine Monographie. Zu guter Letzt rundet ein sorgfältig erarbeitetes Orts- und Personenregister – in einem Sammelband beileibe keine Selbstverständlichkeit! – das gelungene Buch ab.

Felix Engel

Peter Riedel: Mit Mitra und Statuten. Bischöfliches Handeln in der spätmittelalterlichen Diözese Brandenburg. Berlin: Lukas Verlag 2018. 271 S. (= Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 19).

Die hier zu besprechende Potsdamer Dissertation widmet sich dem geistlichen Wirken der Bischöfe von Brandenburg in ihrer Diözese und stellt damit ein Thema in den Mittelpunkt, das bisher keine allzu große Aufmerksamkeit in der Forschung gefunden hat. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Tätigkeiten, die sich aus dem kirchlichen Amt eines Bischofs ergaben, das heißt vor allem sakrale Akte und die episkopale Jurisdiktionsgewalt. Der Autor geht bei seiner Analyse in drei Schritten vor: Im ersten Kapitel behandelt Riedel die bischöflichen Handlungsfelder am Beispiel der Stadt Zerbst, einer der größten Städte in der Diözese mit 14 kirchlichen Institutionen und zudem nicht in der Mark Brandenburg liegend. Im zweiten Komplex analysiert der Autor die synodale Statutenggebung, und drittens wird das bischöfliche Handeln durch deren Stellvertreter und andere Amtsträger untersucht.

Das Beispiel Zerbst zeigt, so die Ergebnisse der Quellenauswertung, ab dem 14. Jahrhundert einen wachsenden Einfluss der Bischöfe auf das Ablasswesen. Hingegen lässt sich – im Gegensatz zu anderen Regionen – eine Zurückhaltung gegenüber den Bettelorden, insonderheit gegenüber den Franziskanern, konstatieren. Das bischöfliche Handeln hinsichtlich der Frauenklöster war wie in der gesamten Diözese überschaubar. Für die Kalende der Stadt Zerbst sind etliche bischöfliche Bestätigungen überliefert, deren Inhalte vom Autor als Formalisierung des Bruderschaftswesens interpretiert werden. Ebenso traten die Bischöfe als Streitschlichter und bei Altar- und Kirchweihen hervor.

Im Kapitel „Synoden und Statuten“ weist Riedel zunächst darauf hin, dass die Diözesansynode ein Kontroll- und Disziplinierungsinstrument der Bischöfe war. Ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden Statuten auf den Synoden verkündet und beschlossen. In den Statuten lassen sich zwar bischöfliche Handlungsfelder fassen, aber wie diese umgesetzt wurden, ist nur schwer nachzuweisen. Vor allem die Amtszeit Stephan Bodeckers war von einer Vielzahl an Synoden und dort veröffentlichten Statuten gekennzeichnet. Diese Initiativen lassen fortlaufende Bemühungen des Bischofs erkennen, verschiedene Missstände im Klerus zu beheben. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts scheint das synodale Element in der Diözese zurückgedrängt worden zu sein, und die neu publizierten Statuten wiederholten im Wesentlichen die schon unter Dietrich von der Schulenburg und Stephan Bodecker bekanntgemachten Texte. Vorbildhaften Charakter erlangte das Statut von 1431 für die Diözese Havelberg und die Sabbatordnung von 1471 eventuell für die Diözese Hildesheim.

Das dritte und letzte Kapitel befasst sich mit den bischöflichen Stellvertretern. Nur wenige Weihbischöfe sind für die Brandenburger Diözese namhaft zu machen, sodass der Autor hier zurecht von einer Randerscheinung spricht, für die er mehrere Ursachen benennt. Die Bischöfe standen in gutem Einvernehmen zu den Dompropsten, die in Abwesenheit von jenen als deren Stellvertreter in der gesamten Diözese fungierten. Der bischöfliche Hof bildete sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts heraus. Im 14. Jahrhundert kam es zu einer Stärkung der bischöflichen Zentralverwaltung, die im Auftreten der Ämter des Offizials und des Generalvikars ihren Niederschlag fand. Im 15. Jahrhundert wurden diese Ämter fast durchweg von Geistlichen besetzt, die studiert hatten. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts rekrutierten sich die bischöflichen Amtsträger vorrangig aus dem Domkapitel. Unter Bischof Dietrich von Stechow änderte sich diese Praxis. Mangels Pfründen konnten diese Stellen nur kurze Zeit, in der Regel nicht länger als zwei Jahre, besetzt werden. Für die vier Propsteien in den sogenannten „Neuen Landen“ besaßen die Markgrafen von Brandenburg das Präsentationsrecht, ihre Inhaber waren in der landesherrlichen Verwaltung tätig. Deren Nähe zum Landesherrn blieb ungebrochen, während die Archidiakone, Offizialen und Generalvikare enge Beziehungen zum Bischof unterhielten.

Immer wieder weist der Autor notgedrungen auf die schwierige Quellenlage hin, die beispielsweise keine Aussagen über die Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion erlaubt. Auch der ungenügende Forschungsstand, zum Beispiel bei den prämonstratensischen Bistümern Havelberg und Ratzeburg, verhindert oft Vergleiche, um Vermutungen zu überprüfen. Trotz all dieser Einschränkungen gelingt es Peter Riedel, ein insgesamt stringentes Bild von der geistlichen Tätigkeit der Bischöfe nachzuzeichnen, das ihn am Ende zu der Aussage kommen lässt, die Bischöfe von Brandenburg seien mehr als bloße Erfüllungsgehilfen der Landesherrn gewesen.

Einige Kritikpunkte sind dennoch anzusprechen. Wenn Exkommunikation und Interdikt das mächtigste Mittel im geistlichen Handeln der Bischöfe waren, so ist es eine Schwäche der Arbeit, dass diese Fälle nur nebenher erfasst wurden. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser Fragen für das Gesamtthema wäre eine systematische Bearbeitung ungeachtet der großen Forschungslücken auf diesem Gebiet notwendig gewesen. Die Diskussion um die Datierung der Bistumsgründungen von Brandenburg und Havelberg ist nur unvollständig wiedergegeben und zudem für einen Leser, der die einzelnen Argumente nicht kennt, nur mühsam nachzuvollziehen (S. 10, 23 und 35). Bei Brandenburg von einer Bischofsstadt zu sprechen (S. 23), ist problematisch, da die Bischöfe keine Stadtherren waren. Dass der Vergleich mit dem Bistum Havelberg trotz der zeitlichen Parallelität zwischen Gründung, Wiederbegründung und Untergang wegen der unterschiedlichen inneren Entwicklung beider Bistümer nicht gesucht wird (S. 11, Anm. 18), überzeugt als Argument nicht, da diese Unterschiede nicht dargelegt werden. Bei den erzählenden Quellen sind veraltete Editionen benutzt worden (S. 100 und 190, Anm. 1187). Die gut lesbare Arbeit wird hin und wieder durch den übertriebenen Gebrauch von Trennstrichen für Einschübe gestört (S. 173 und 208). Insgesamt leistet Riedels Studie für die brandenburgische Landes- und Kirchengeschichte einen soliden Beitrag und liefert wichtige Erkenntnisse zum geistlichen Handeln der Bischöfe von Brandenburg.

Clemens Bergstedt

Volker Rößner/Helmut Hammrich: Die Familie Fuchs von Bimbach und Dornheim im Deutschen Kaiserreich. Ein Lebensbild in Briefen aus dem Nachlass des Reinold Frhr. Fuchs von Bimbach und Dornheim (1845–1903) (unter Verwendung von Vorarbeiten von Monica v. Deister-Fuchs von Bimbach und Dornheim und Wilhelm Pierau). Stegaurach: Wiss. Kommissionsverl. 2011. 1032 S., zahlr. teils farb. Abb., 10 Stammtafeln (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte 57).

Preußen und Bayern! In der allgemeinen Wahrnehmung wird das Verhältnis der Bewohner beider deutschen Länder oft als schwierig kolportiert, wovon mancher Witz zeugt, teils freundlich-spöttisch, teils deftig-bissig.

Beim Militär des 19. Jahrhunderts – nach der Reichsgründung von 1871 – findet man dazu kaum eine Bestätigung, im Gegenteil. In dem hier vorzustellenden Lebensbild des Reinold Freiherrn von Bimbach und Dornheim – nachfolgend kurz Fuchs oder Baron von Bimbach – geht es um einen bayerischen Offizier, der am kaiserlichen Hof wohlgeplant war und der sich einer hohen Gunst des Kaisers Wilhelm II. erfreuen konnte. Nach dem Besuch der königlichen Pagerie in München, einer besonderen Bildungsanstalt, die junge Menschen auf den Hof- und Staatsdienst vorbereitete, trat er 1863 als Unterleutnant seinen Dienst beim Kgl. Bayer. 2. Feldartillerieregiment in Würzburg an, nahm teil am Krieg der Österreicher 1866 gegen Preußen und zog 1870 erneut in die Schlacht, diesmal an der Seite Preußens, gegen Frankreich. Nach dem Krieg widmete er sich der Auswertung der Erfahrungen aus den Kämpfen von 1870/71 und seiner Weiterbildung als Offizier, Batterieführer, insbesondere in der Theorie des Artillerieschießens. Das fand Anerkennung beim Regimentskommandeur und gipfelte schließlich in dem Beschluss, ihn zur Artillerieschießschule nach Berlin zu delegieren. Fuchs von Bimbach absolvierte den 21. Kurs der Fußartillerie mit glänzender Beurteilung und erwies sich bereits damit als ein würdiger Repräsentant der bayerischen Artillerie in Preußen.

Er selbst hatte indes den Ehrgeiz, auf seinem Gebiet weiter voranzukommen, und bat darum, zum Dienst bei der Prüfungskommission vorgeschlagen zu werden, der „Kgl. Preuß. Artillerie-Prüfungs-Kommission“ (APK) – zuständig für alle Fragen der Entwicklung der Artilleriebewaffnung des Heeres. Doch zunächst stand ein Dienstposten als Referent in der Inspektion der Artillerie und des Trains im bayerischen Kriegsministerium in München an, allerdings nur für kurze Zeit. Als bei einem Schießen auf dem Übungsplatz in Graudenz (heute Grudziadz, Polen) der zur APK kommandierte bayerische Hauptmann Engel tödlich verunglückte, fiel die Wahl eines Nachfolgers auf Fuchs von Bimbach. Denn es war üblich, dass die Kriegsministerien von Bayern, Württemberg und Sachsen bewährte Artilleristen vorübergehend als Assistenten zur APK abkommandierten. Sie gehörten à la suite weiterhin ihrer früheren Einheit an, wohin sie nach dem mehrjährigen Dienst bei der APK zurückkehrten.

Der damalige Hauptmann trat also 1881 der APK bei als Referent für den Schweren Mörser 21 cm in der Abteilung II, zuständig für die „Fußartillerie“, die schwere Artillerie. Sein Arbeitsplatz war nun an vielen Tagen, mitunter wochenlang, der Schießplatz in Kummersdorf, 1893/94 auch als Vorsteher der Versuchsabteilung der APK.¹ Bei der APK befasste sich der Baron von Bimbach unter anderem mit der Schießwollgranate C/83, der Entwicklung von Brisanzmunition auf der Basis von Pikrinsäure sowie der Konzipierung neuer Geschütze für die schwere Artillerie.

Eigentlich sollte sein Dienst in der APK im Herbst 1884 enden. Aber das preußische Militär wollte ihn vorerst noch behalten, sodass seine Kommandierung verlängert wurde – danach auf Drängen des Kriegsministeriums noch mehrmals. Fuchs von Bimbach erhielt neue, weitergehende Aufgaben und vertrat sogar als Leiter die deutsche Delegation beim deutsch-französischen Vergleichsschießen in Bukarest (Rumänien), welches in der europäischen Artilleriewelt große Aufmerksamkeit fand und die Kunde von den „Kummersdorfer Schießversuchen 1882“ nachhaltig publik machte. König

¹ Siehe dazu jüngst Günter Nagel: Zur Entstehung des Militärkomplexes Kummersdorf – Rehagen – Klausdorf – Sperenberg, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 67 (2016), S. 197–214.

Carol I. von Rumänien, ein geborener Prinz von Hohenzollern, verlieh ihm aus Anlass des Schießens den Orden „Coróna Romänier“.

1888 konnte der Baron seine Beförderung zum Oberstleutnant entgegennehmen, verbunden mit der Verleihung des Roten Adler-Ordens 3. Klasse, den ihm Wilhelm II. persönlich überreichte. Als Abteilungsleiter II der APK (ab 1890) begleitete er den Kaiser stets bei dessen häufigen Besuchen in Kummersdorf und gehörte bald zum engeren Kreis des Hofes. Auf den erneuten Vorstoß des bayerischen Kriegsministeriums, Fuchs von Bimbach zurückzuerhalten, reagierte der Kaiser 1895 mit dessen Ernennung zum Präses der APK. Im Jahr darauf wurde er zum Generalmajor befördert, verbunden in jenen Jahren mit der Verleihung weiterer in- und ausländischer Orden.

Die stürmischen Fortschritte in der Artillerietechnik in der Amtszeit des Barons widerspiegelten sich in der Einführung des neuen Feldgeschützes C/96 (1897) sowie des Rohrrücklauf-Geschützes, eines neuartigen Typs, bei dem das Zurückgleiten des Rohres nach Abgabe eines Schusses so gebremst wird, dass kaum oder gar nicht nachgerichtet werden muss. Daran und an weiteren Neuerungen hatte er maßgeblichen Anteil.

Im März 1903 reichte Fuchs von Bimbach – seit 1899 im Rang eines Generalleutnants – seinen Abschied ein. Der Kaiser lehnte allerdings ab. Er wollte stattdessen seinen Präses zum General der Artillerie ernennen. Der überraschende Tod des 57-jährigen am 27. Juli 1903 durchkreuzte das Vorhaben.

Diese wenigen Daten, sozusagen als Grundwissen, können beim Griff nach dem umfangreichen Buch hilfreich sein. Darin schildert der Baron seinen Lebensweg und sein Werk – ungewöhnlich – in Form von Briefen. Er hatte nämlich die Angewohnheit, seiner Frau, seinem erwachsenen Sohn, der Tochter und dem Bruder teils lange, teils kürzere Briefe über die Tagesereignisse seines Dienstes zu schreiben. Mitunter kamen in einer Woche gleich mehrere solcher Schriftstücke zustande. Zusammen mit den Antworten der Empfänger sind so in den Jahren 1883–1903 tausende derartiger Schriftstücke entstanden, ergänzt durch Post an und von weiteren Verwandten.

Aufmerksam auf diesen Dokumentenschatz, der die Zeit überdauerte, wurde der Autor Rößner Anfang 2003, als er an seiner Dissertation arbeitete und während seines Besuches auf Schloss Burgpreppach von der Schlossherrin Monica von Deister-Fuchs von Bimbach und Dornheim Kenntnis von diesem ungewöhnlichen Nachlass erhielt. In ihm fanden sich auch Schreiben von Vorgesetzten des Barons, von Regimentskameraden und anderen Militärs, reichlich Fotos, Menükarten für Festbankette und andere Unterlagen. Rößner interessierte sofort die daraus ablesbare Familiengeschichte. Nach „monatelange[m] Transkribieren“ der Dokumente war ihm bewusstgeworden, „dass diese Briefe ein umfassendes Bild, eine minutiöse Beschreibung, ein Charakterbild einer Adelsfamilie im Deutschen Kaiserreich geben“. Es galt ihm als „bedeutsam genug“, dies einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen (S. 8). Da das Leben des Barons zwanzig Jahre lang mit der Entwicklung der schweren Artillerie in Preußen aufs Engste verknüpft war und dieser sich auf jenem Gebiet besondere Verdienste erworben hatte, erschien es Rößner angeraten, einen Militärexperten hinzuzuziehen. Er fand ihn in dem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam (heute Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr), Dr. Helmut Hammrich, der sich als Mitautor und Mitherausgeber bereit erklärte. Durch die Nutzung der Offiziers-Personalakte des Barons (Kriegsarchiv des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München), von Dokumenten aus anderen Archiven sowie einschlägiger militärischer Literatur konnte der Hintergrund vieler Passagen und Bemerkungen in den Briefen des Fuchs von Bimbach erhellt werden.

Damit ist das Buch nicht nur das „Charakterbild einer Adelsfamilie“, sondern zugleich eine sehr wertvolle Quelle zur Militärpolitik im Kaiserreich, zur Geschichte der Artillerie, zur Tätigkeit der APK und zu den Ereignissen auf dessen wichtigstem Versuchsfeld, dem Schießplatz Kummersdorf. Gerade zur APK und zum Schießplatz Kummersdorf sind durch die weitgehende Vernichtung des Heeresarchivs in Potsdam (in der letzten Etappe des Zweiten Weltkrieges) nahezu alle diesbezüglichen Dokumente verloren gegangen. Das gilt beispielsweise für die Munitionskrise 1888, verursacht durch die unbrauchbar gewordene Munition C/83, die angestrengte Arbeit zu Schaffung eines kriegstauglichen Ersatzes (S. 191f., 198–201), die vielen Reisen des Barons zu Pulverfabriken und Waffenherstellern, einschließlich der Teilnahme an Schießübungen der Küstenartillerie (auch die

Marine hatte ihren ständigen Vertreter bei der APK; auf dem Schießplatz Kummersdorf erfolgten viele Versuche der Küstenartillerie). Ebenso sind zu nennen seine Teilnahmen an „ganz geheimen Jüterboger Manövern“ im September 1891 in Anwesenheit hoher österreichischer Offiziere (S. 326f.) sowie an weiteren Übungen der Schießschule Jüterbog 1892 (S. 362f.) oder im Juni 1895 (S. 470). Auch der Schießplatz von Krupp in Meppen stand wiederholt auf dem Reiseprogramm (S. 468 und öfter).

Viele hohe Besuche in Kummersdorf sind dank der Briefe des Barons jetzt genau nachweisbar und zeugen vom militärischen, aber auch politischen Interesse an dem Ort. Mit großer Häufigkeit waren das die Reisen des Kaisers Wilhelm II. und seines Gefolges, dazu die Aufenthalte der jeweiligen preußischen Kriegsminister, des Prinzen Ruprecht von Bayern, des österreichischen Kronprinzen Rudolf, des englischen Thronfolgers Kronprinz Eduard und des Königs Friedrich VIII. von Dänemark; überraschend zudem die im Oktober 1899 erfolgte Reise von Vertretern des Auswärtigen Amtes, Kolonialabteilung, nach Kummersdorf. Auch die 14-tägige Reise des Barons im Oktober 1898 nach England, bei der er zahlreiche Geschütz- und Munitionsfabriken besuchte, unter anderem Vickers und Armstrong, gehört in diesen Kontext.

Der Nachlass des Fuchs von Bimbach beinhaltet zudem zahlreiche, bislang unbekannte Fotos, die den Besuch Wilhelms II. in Kummersdorf dokumentieren (einige im vertrauten Gespräch mit dem Baron). Eine Zeittafel (1881–1903), ein Glossar und Abkürzungsverzeichnis, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie das Personenregister vervollständigen das Werk der beiden Autoren.

Günter Nagel

Peter P. Rohrlach: Historisches Ortslexikon für die Altmark (Historisches Ortslexikon für Brandenburg, T. XII), 2 Bde. Berlin: BWV 2018. 2954 S., 1 Karte (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 68; Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung des Landes Sachsen-Anhalt. Reihe A: Quellen zur Geschichte Sachsens-Anhalts 23).

Die Erforschung der älteren Geschichte der Altmark wurde bislang durch die Konsequenzen der Eingliederung dieser märkischen Landschaft in die Provinz Sachsen 1815 erschwert. Archivalien waren sowohl in Brandenburg als auch in Sachsen-Anhalt zu suchen, und der mehrfach erfolgte Austausch von Archivalien zwischen den zuständigen Archiven behinderte oftmals eher den Zugang zu den Dokumenten, als dass er die Arbeit des Forschers erleichtert hätte. Auch konnte man sich gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Zugehörigkeit der Altmark zu zwei Ländern dazu führte, dass sich oftmals keine Seite für die Erforschung dieser Region zuständig fühlte. Umso mehr ist es zu begrüßen, dass sich der langjährige Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Friedrich Beck dafür einsetzte, das Historische Ortslexikon für Brandenburg (im Folgenden: HOL) um einen Band für die ursprünglich nicht geplante Altmark zu erweitern. Seinem Nachfolger Klaus Neitmann ist es zu verdanken, dass in Zusammenarbeit mit dem Landesarchiv Sachsen-Anhalt der Band, der 1990 begonnen wurde, Ende 2015 abgeschlossen werden konnte und seit 2018 im Druck vorliegt.

Das HOL, dessen erster Band 1962 erschien, der 1963 in dieser Zeitschrift (Bd. 14, S. 138f.) von Lore Baumert positiv besprochen wurde und von niemand geringerem als Walter Schlesinger als richtungweisend bezeichnet wurde, gilt zu Recht als unentbehrliches Hilfsmittel für landeskundliche Forschungen zur Mark Brandenburg. Als Bearbeiter für den zu besprechenden Band konnte Peter Rohrlach gewonnen werden, der für die Reihe bereits die Bände Zauche-Belzig (1977), Lebus (1983) und Jüterbog-Luckenwalde (1992) verfasst hatte. Die Frucht seiner 25-jährigen Arbeit liegt nun auf 2.904 (!) Seiten vor, eine Leistung, die kaum gebührend gewürdigt werden kann. Die wissenschaftliche Erforschung der Altmark kann nun auf einem Grundlagenwerk aufbauen, das zweifellos Generationen von Forschern als Ausgangspunkt dienen wird.

Auf einleitende Texte der Direktoren der beiden herausgebenden Archive folgen das Vorwort des Verfassers, eine Einleitung, die Hinweise zur Konzeption und Benutzung des Bandes gibt, und das Abkürzungsverzeichnis, bevor der Hauptteil mit den Ortsartikeln anschließt.

Wie im HOL üblich, werden alle Ortschaften und Wohnplätze mit eigenem Namen seit Beginn der schriftlichen Überlieferung behandelt. Zu jeder Ortschaft wird dem Forscher Faktenmaterial bereitgestellt, das nicht nur aus der Literatur, sondern zu großen Teilen ebenfalls aus ungedruckten Quellen exzerpiert wurde, von denen die wichtigsten im Quellen- und Literaturverzeichnis kurz vorgestellt werden. In geringem Maße werden die Schriftquellen außerdem durch die Ergebnisse archäologischer Forschung ergänzt.

Das bewährte Zehn-Punkte-Schema wurde übernommen, mit dem die Informationen zur jeweiligen Ortschaft gegliedert werden: 1. Art und Verfassung der Siedlung, 2. Gemarkungsgröße, 3. Siedlungsform, die aufgrund der um 1780 entstandenen Schmettauischen Karte bestimmt wird, 4. erste schriftliche Erwähnung, 5. Gerichtszugehörigkeit, 6. Herrschaftszugehörigkeit, 7. Wirtschafts- und Sozialstruktur, 8. kirchliche Verfassung, 9. Baudenkmale, 10. Bevölkerungszahlen. Abgeschlossen wird das Lexikon durch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 2569–2609), ein Orts- und Personenregister, das neben den Ortsnamen auch die Flurnamen verzeichnet, und ein Register der mittelalterlichen Wüstungen. Den Überblick erleichtert eine von Ellen Franke nach Entwürfen von Peter Rohrlach angefertigte Karte am Ende des Lexikons.

Die Grenzen der Altmark wurden anhand des Katasters der Landreiter von 1686 bestimmt, das für sämtliche damalige Beritte der Altmark (Arendsee, Arneburg, Salzwedel, Seehausen, Stendal und Tangermünde) überliefert ist und für das HOL erstmals vollständig ausgewertet wurde. Im HOL wurde für den Beritt Salzwedel ein Kataster von 1693 benutzt, inzwischen konnte aber im Danneil-Museum in Salzwedel allerdings ein Exemplar ermittelt werden, das wie die übrigen Kataster auf die Kontributionen von 1684/85 hinweist. Dem Kataster der Landreiter von 1686 kommt unter den zahlreichen archivalischen Quellen für die Siedlungs- und Sozialgeschichte der Altmark besondere Bedeutung zu, da es die älteste Quelle darstellt, die das gesamte Gebiet dieser Landschaft abdeckt, das im Landbuch von 1375 nur teilweise erfasst wurde. Um eine Vorstellung vom Reichtum dieser Quelle zu geben, soll als Beispiel der Eintrag zu einem kleineren Dorf, Klein-Gerstede, angeführt werden:

„7 Ackerleute und Halbspänner (1 ZweiHfr, 6 EinHfr) haben an Aussaat auf den Hf 168 Schf Winter- und 128 Schf Sommerkorn, sie haben 24 Fuder Heu, ½ Garten, 47 Pferde, 52 Rinder, 181 Schafe, 2 wüste Ackerhöfe (beide Ein-Hfr) haben an Aussaat auf den Hf 42 Schf Winter- und 32 Schf Sommerkorn, an Aussaat auf den Wörden ½ Schf Winterkorn, 2 Hirten (Kuhhirte, Schäfer) haben 1 Rind, 25 Schafe. K[irche] hat an Aussaat auf den Wörden ½ Schf Sommerkorn; 10 Hf, 2 Felder, Land zu 6 Schf bleibt zur Brache liegen, auf jede Hf 21 Schf Roggen und 16 Schf Sommergetreide, Acker ist mittelmäßig, 2. Klasse, Hütung gering (nur 1 kleine Marsch), 3. Klasse, kein Mast- und Brennholz, muß an anderen Orten zugekauft werden.“ (S. 764)

Die Quelle, die im HOL in kondensierter Form gegeben wird – so werden etwa die in den Berichten genannten Namen der Landleute aus Platzgründen nicht gegeben –, ist für die Erforschung der Altmark von herausragender Bedeutung. Eine Edition der Landreiterberichte wäre äußerst wünschenswert, doch ist bereits die Aufarbeitung der Quelle durch Peter Rohrlach von unschätzbarem Nutzen.

Das HOL wurde mit großer Sorgfalt erarbeitet – sogar Informationen, die in der Literatur nur versteckt in Fußnoten angeführt sind, werden erbracht – und gibt dem Forscher eine Unzahl vertrauenswürdiger Informationen an die Hand. Selbst ein Artikel für ein Dorf kann mehrere Seiten zählen, doch sind nicht nur die Dörfer aufgeführt, auch die altmärkischen Städte wurden bearbeitet, zum Beispiel Seehausen und Werben auf jeweils gut zehn Seiten, Salzwedel und Stendal auf jeweils etwa dreißig Seiten.

Diese Materialfülle bringt zwangsläufig Versäumnisse mit sich. Dem Rezensenten sind im Vergleich mit einer Materialsammlung zur Geschichte des Landes Salzwedel, die er vor vielen Jahren für seine Dissertation angelegt hat, und die bis 1420 reicht, vor allem Lücken in der Nutzung von Quellen aufgefallen, die hauptsächlich das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg betreffen. Nicht benutzt wurden offensichtlich *Die Lehnbücher der Herzöge von Braunschweig von 1318 und 1344/65*¹,

1 Bernd Flentje/Frank Henrichvark (Hrsg.): *Die Lehnbücher der Herzöge von Braunschweig von 1318 und 1344/65*. Hildesheim 1982 (= Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 27).

die Belege zu 1318 für folgende Orte bieten: Barnebeck (LB I, Nr. 101), Dewitz (LB I, Nr. 109), Krangen (LB I, Nr. 109), Langenapel (LB I, Nr. 101), Gagel („villam Ganelo“, LB I, Nr. 109), Langenbeck (LB I, Nr. 109), Prilop (Nr. 542), Recklingen (LB I, Nr. 109). Ebenfalls nicht benutzt wurden *Die Urkunden und Besitzaufzeichnungen des Stifts Hamersleben*² mit urkundlichen Belegen für folgende Ortschaften: Bergmoor 1240 (Nr. 48), Diesdorf um 1200 (Nr. 38), Ristedt 1182 (Nr. 26), Tylsen 1248 (Nr. 51). *Die Lüneburger Lehnregister der Herzöge Otto und Wilhelm und der Herzöge Bernhard und Wilhelm*³ werden im Literaturverzeichnis zwar aufgeführt, wurden aber wohl nicht konsequent ausgewertet. Da es sich um alte oder sogar oft die ältesten schriftlichen Nachweise einiger Ortschaften handelt, sollen sie im Folgenden ebenfalls kurz angeführt werden: 1330–1352: Bergmoor (oder das wüste Bargmoor im Hannoverschen? Nr. 285 und 290), Dähre (Nr. 12, 97 und 218), Diesdorf (Nr. 16 und 97), Groß-Gerstedt (Nr. 98), Gladdenstedt (Nr. 250), Hasselhorst (Nr. 28), Langenbeck (Nr. 47), Molmke (Nr. 97), Prilop (Nr. 142, 204 und 206), Steinlage (Nr. 250), Walstawe (Nr. 142); 1360: Andorf (Nr. 415), Dahrendorf (Nr. 548, 595, 627 und 641), Dähre (Nr. 548 und 621) Depekolk (Nr. 548), Groß-Grabenstedt (Nr. 626f.), Tüchau (Nr. 596), Tylsen (Nr. 548), Walstawe (Nr. 542). Gleiches gilt für die *Regesten und Urkunden zur Geschichte des uradeligen Geschlechts der Herren von dem Knesebeck*.⁴ Hier wurden folgende Belege aus dem zweiten Band der Regesten übersehen: Baars 1332 (Nr. 73), Binde 1323 (Nr. 75), Buchwitz 1370 (Nr. 162 und 167), Hagen 1336 (Nr. 119), Königstedt 1367 (Nr. 126), Kränge und Recklingen 1393 (Nr. 273), Ritzeleben 1330 (Nr. 96), Sienu 1317 (Nr. 44), Stappenbeck 1307 und 1321 (Nr. 22 und 65), Valfitz 1326 (Nr. 81). Diese kritischen Bemerkungen schmälern keineswegs die außerordentliche Leistung, die Peter Rohrlach zu verdanken ist und für die ihm der Dank der kommenden Generationen von Landeshistorikern und Regionalwissenschaftlern sicher ist.

Da mit dem Ortslexikon der Altmark das HOL für alle brandenburgischen Landschaften westlich der Oder vorliegt, wird dieser Band mit einem sachkundigen Rückblick auf die Entstehung des Historischen Ortslexikons für Brandenburg von den ersten Konzeptionen des Nachschlagewerkes in den 1950er Jahren bis zu seinem endgültigen Abschluss 2017, den es mit dem zu besprechenden Werk fand, eingeleitet. Der Herausgeber weist darauf hin, dass die Bearbeitung der Neumark in der ursprünglichen Konzeption vorgesehen war, später aber aus politischen Gründen fallengelassen wurde. Er hält ein Ortslexikon für diesen Landesteil zwar für sehr wünschenswert, ist aber angesichts der heutigen Rahmenbedingungen für archivische und geschichtswissenschaftliche Grundlagenarbeit, die langfristige Forschungsvorhaben fast unmöglich machen, wenig optimistisch, dass ein solches Vorhaben zu realisieren wäre. So müssen sich für die ehemals ostbrandenburgischen Gebiete die Forscher vorerst mit dem vor wenigen Jahren erschienenen und bis ins 16. Jahrhundert reichenden Historischen Ortslexikon aus der Feder des langjährigen Leiters des Staatsarchivs in Landsberg/Warthe, Edward Rymar, zufriedengeben, das die ehemaligen Gebiete Königsberg, Bärwalde, Schönfließ und Küstrin umfasst.⁵

Der Rezensent möchte allerdings die Hoffnung auf ein Neumärkisches Ortslexikon nach dem Vorbild des HOL nicht völlig aufgeben. Sicherlich wäre im Hinblick auf die von Klaus Neitmann angeführten heutigen Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Grundlagenforschung eine Reduzierung des Umfangs und der Vollständigkeit (zum Beispiel Beschränkung der Auswertung des archivalischen Materials auf ausgewählte aussagekräftige Quellen für bestimmte Stichjahre) im Vergleich zu den vorliegenden Bänden unausweichlich; aber bereits die Erarbeitung eines abgespeckten Historischen Ortslexikons wäre ohne Zweifel für diese immer noch vernachlässigte brandenburgische Landschaft ein äußerst lobenswertes Vorhaben.

Joachim Stephan

2 Walter Zöllner: *Die Urkunden und Besitzaufzeichnungen des Stifts Hamersleben (1108–1462)*. Leipzig 1979 (= Studien zur katholischen Bistums- und Klostersgeschichte 17).

3 Wilhelm von Hodenberg (Hrsg.): *Die Lüneburger Lehnregister der Herzöge Otto und Wilhelm und der Herzöge Bernhard und Wilhelm. Seculi XIV und XV*. Hannover 1856.

4 Friedrich W. B. F. von dem Knesebeck (Hrsg.): *Regesten und Urkunden zur Geschichte des uradeligen Geschlechts der Herren von dem Knesebeck*. Göttingen 1864–1865.

5 Edward Rymar: *Słownik historyczny Nowej Marchii w średniowieczu*, 2 Bde. Chojna 2016.

Paul Schönberger/Stefan Schimmel: Kaisertage. Die unveröffentlichten Aufzeichnungen (1914 bis 1918) der Kammerdiener und Adjutanten Wilhelms II. Konstanz: Südverlag 2018. 160 S., zahlr. Abb.

Die farbige Porträtaufnahme Kaiser Wilhelms II. auf dem Cover des Buches macht neugierig. Mit strahlend blauen Augen blickt der Monarch dem Betrachter entgegen. Bisher hat es keine Fotografie geschafft, den Kaiser so realitätsnah wiederzugeben. Dass dies dem Südverlag gelungen ist, liegt daran, dass die Schwarzweißaufnahme aus dem Atelier des Bad Homburger Hoffotografen Thomas Heinrich Voigt aus dem Jahr 1918 für das Buchcover nachträglich koloriert worden ist. Doch leider wird auf die grafische Veränderung des Originals nicht hingewiesen. Wer mehr über das ungewöhnliche Fotoporträt erfahren möchte, findet dazu im Buch keine Angaben.

Herausgeber des Werkes ist Georg Friedrich Prinz von Preußen, Chef des Hauses Hohenzollern. Nach der Publikation „Burg Hohenzollern. Ein Jahrtausend Baugeschichte“ von Christian Kayser (2017) geht der Prinz von Preußen zum zweiten Mal mit einer Publikation an die Öffentlichkeit. Dass nun erstmals die Journale der Flügeladjutanten und Kammerdiener aus den Jahren 1914 bis 1918 veröffentlicht werden, ist dem Herausgeber zu verdanken. Stefan Schimmel, der Kunstberater des Preußenchefs, hat die seit Jahrzehnten im privaten Hausarchiv der Familie auf der Burg Hohenzollern aufbewahrten Journale entdeckt. Dies ist ein Glücksfall. Zumal die 14 Bände der Adjutantenjournale aus der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II., die sich im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin befinden (BPH, Rep. 53, FIIIb, Nr. 1–14), im Januar 1913 enden. Mit der Veröffentlichung scheint nun eine Lücke geschlossen zu sein. Schaut man sich die Laufzeiten der Tagebücher genauer an, dann wird jedoch deutlich, dass es sich lediglich um ein einziges Adjutantenjournal handelt, das sich in hohenzollernischem Besitz befindet. Es wurde vom März bis November 1918 geführt. Bei den anderen fünf Büchern handelt es sich lediglich um die Garderobenjournale der Kammerdiener, die neben der Tageseinteilung des Monarchen in erster Linie Auskunft darüber geben, welche Uniformen der Kaiser während des Krieges trug und welche Orden er anlegte.

Fundiert geschrieben sind die sechs Essays aus der Feder des Historikers Paul Schönberger. Sie sind den kommentierten Aufzeichnungen vorangestellt, um die Tagebucheinträge in den historischen Kontext des Ersten Weltkriegs einzuordnen. Hier erfährt der Leser, welche wandelnde Bedeutung Wilhelm II. während des Krieges hatte und wie er letztendlich mit dem Verlust von Einfluss und Macht umging. Des Weiteren werden die Bündnispartnerschaft mit Österreich-Ungarn und den Mittelmächten sowie die Abreise Wilhelms II. vom belgischen Spa ins niederländische Exil erläutert. Zu den bemerkenswertesten Passagen des Buches gehört die Aussage, dass Wilhelm II. entscheidende Mitverantwortung für den Tod von Millionen Menschen trägt. Nicht die Aussage selbst ist neu; sie überrascht jedoch insofern, als das Haus Hohenzollern Herausgeber des Buches ist und somit diese in ihrer Gewichtung stets kontrovers diskutierte Schuldzuweisung einräumt. So heißt es: „Wenn auch nicht allein verantwortlich, traf Kaiser Wilhelm II. dennoch ein Großteil der Schuld.“ (S. 137) Eine Bildbeschreibung wird noch konkreter: „Er [Wilhelm II.] steht vor einem Scherbenhaufen und muss die Verantwortung für den Tod von Millionen Menschen tragen.“ (S. 130)

Bedauerlich ist allerdings der Umstand, dass die Tagebücher nicht vollständig ediert worden sind. Die Autoren müssen sich die Frage gefallen lassen, welchen Wert die Transkriptionen dann überhaupt haben. Aufgrund dieser Unvollständigkeit bleibt das Studium der Originale weiterhin unumgänglich, um eine wissenschaftlich seriöse Auswertung der Quellen vornehmen zu können. Da sich diese jedoch weiterhin in Privatbesitz befinden, entscheidet letztendlich der Besitzer, wer Zugang erhält und wem dieser verwehrt wird. Im Kapitel 3 auf Seite 71 werden beispielsweise ganze zwei Jahrgänge der Garderobenjournale ausgelassen. Die Edition springt vom 15. September 1914 auf den 15. August 1916, ohne dass diese Lücke kommentiert wird. Dies wiederholt sich mehrfach. Erschwerend kommt hinzu, dass die chronologische Folge der Transkriptionen nur von Kapitel 1 bis 3 erfolgt, ab Kapitel 4 springt die Edition wieder in den November 1914 zurück, sodass die Veröffentlichung auch nicht als Nachschlagewerk verwendet werden kann.

Leider hinterlassen die von Stefan Schimmel kommentierten Tagebuchauszüge zuweilen mehr Fragen als Antworten. Hinzu kommt, dass eine Reihe von Bildunterschriften offenbar vor der Druck-

legung gekürzt wurde und daher unvollständig ist. So wird auf Seite 18 eine Fotografie Wilhelms II. abgebildet, die den Monarchen in der Uniform des 1. Seebataillons der Marine-Infanterie zeigt, „die er“, wie es in der Bildunterschrift heißt, „auch am 4. Februar 1914 zu Ehren seines Bruders, des Prinzen Heinrich“ trug. Schlägt man dann die Aufzeichnung des Kammerdieners für diesen Tag auf, wird eine andere Uniform genannt, nämlich „Leib Husar ohne Pelz“ (S. 31). Leider wird auch nicht erklärt, warum der Kaiser die Uniform des Prinzen getragen haben soll. Wichtige politische Ereignisse werden von den Kammerdienern nicht kommentiert. Das war auch nicht deren Aufgabe. Die Einbettung der Quelle in den historischen Kontext ist Aufgabe des wissenschaftlichen Editors. So heißt es beispielsweise: „Freitag, den 31. Juli 1914 [...] 9.15 Uhr Frühstück“ (S. 55), es folgt als Zusatz die Fußnote: „Unterzeichnung der Verordnung betreffend die Erklärung des Kriegszustandes“, doch fehlt hier die Angabe der Quelle. Zum Grundstandard wissenschaftlicher Veröffentlichungen gehört es, Nachweise zu führen und Aussagen zu belegen.

Die Mehrzahl der Fußnoten besteht nur aus den Nennungen von Personen und deren Funktionen. Historische Zusammenhänge werden nicht erläutert. Als am 24. Oktober 1918 die dritte Antwort des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilsons eintrifft (S. 75), in der er innenpolitische Reformen fordert, ist dies keine Fußnote wert. Dafür erfährt der Leser jedoch, dass Wilhelm II. am 14. Juli 1916 zum ersten Mal sein Haar mit einer „elektrischen Heißluftdusche“ eigenhändig trocknete (S. 98f., Anm. 39).

Unnötig ist auch die dauernde Wiederholung von bereits genannten Namen und Ereignissen. Dass der Lieblingsdackel des Kaisers „Strolch“ hieß, wird gleich drei Mal erwähnt (S. 49, Anm. 20; S. 57, Anm. 53; S. 147, Anm. 33). Auch die Schreibweise der Communs, der Wirtschaftsgebäude des Neuen Palais in Potsdam, variiert ständig. Hier ist die Transkription oberflächlich erfolgt. Commun war ein feststehender Begriff, den die Kammerdiener und Adjutanten kannten. Die im Südcommun eingerichtete Kapelle wurde vom Kaiserpaar für den sonntäglichen Gottesdienst genutzt. Zweimal wird der dortige Kirchgang erwähnt, ohne dass ein besonderer Kommentar erfolgt. Schließlich heißt es bei der dritten Nennung des Gebäudes am 28. Oktober 1917: „In den Wirtschaftsgebäuden des Neuen Palais wurde eine Kapelle eingerichtet.“ (S. 125, Anm. 24) Dieser Sakralraum ist jedoch nicht erst ein Jahr vor Ende des Krieges eingerichtet worden, sondern bereits 1892.

Geradezu ärgerlich sind die Bildunterschriften einiger Gruppenaufnahmen. Gleich auf Seite 14 werden die Leibjäger Schulze und Wrede abgebildet, die für die Führung der Journale verantwortlich waren. Es fehlt der kurze, aber entscheidende Hinweis, ob Schulze nun links oder Wrede rechts zu sehen ist. Man hätte gern gewusst, wie die Schreiber der Journale aussahen. Auf der Doppelseite 128f. wird die einzig bekannte Fotografie abgebildet, die Wilhelm II. auf dem Weg ins Exil zeigt. Auf dem unscharfen Foto sieht man eine Gruppe von sieben Männern, die sich auf dem niederländischen Grenzbahnhof in Eijsden aufhalten. In der Bildunterschrift heißt es: „Kaiser Wilhelm II. auf dem Weg ins Exil“. Aber welcher der Männer ist denn Wilhelm II.? Diese interessante Information bleibt dem Leser verborgen.

Allzu komisch wird es, wenn es im Text heißt: „Wilhelm II. ließ sich [...] von seinem Kammerjäger wecken.“ (S. 20) Hier sind versehentlich die Eigennamen Leibjäger und Kammerdiener miteinander verbunden worden.

Zum Schluss der Betrachtung bleibt die Frage: Worin liegt der Mehrwert des Buches? Zum einen an der nun herrschenden Klarheit, dass ein Teil der handschriftlichen Journale noch existiert. Zum anderen in der Erkenntnis, dass sich die vielen abgebildeten maßgeschneiderten Uniformen und glänzenden Orden Wilhelms II. noch in großer Anzahl im Besitz der Nachfahren des Kaisers befinden.

Dem Buch ist leider anzumerken, dass es unter großem Zeitdruck entstanden ist, damit es pünktlich zum hundertsten Jahrestag der Abdankung Wilhelms II. im November 2018 erscheinen konnte. Das Manuskript hätte vor der Drucklegung einer gründlichen Redaktion bedurft. Dafür nur ein weiteres Beispiel: Im Buch wird die falsche Schreibweise des Namens der Kaiserin Auguste Viktoria verwendet. Die Kaiserin trägt als zweiten Vornamen den ihrer prominenten Taufpatin und Schwiegermutter Victoria, der ältesten Tochter der britischen Queen Victoria. Daher wird er mit „c“ und nicht mit „k“ geschrieben. Alle von Auguste Victoria eigenhändig unterschriebenen Doku-

mente belegen diese Schreibweise. Es scheint ein eher zu verzeihender Fehler zu sein, jedoch steht er sinnbildlich für die oberflächliche Edition. Eine Publikation des Hauses Preußen sollte gerade in solchen persönlichen Details zuverlässig sein.

Die hintere Umschlagseite des Buches zeigt ebenfalls eine ungewöhnliche Fotoperspektive des Kaisers. Zu sehen ist die Rückenansicht des sitzenden Monarchen. Unwillkürlich fragt sich der Leser, warum hat sich Wilhelm II. auf diese Weise fotografieren lassen? Dass beide Fotografien auf der Vorder- und Rückseite des Covers zu einer Serie von Aufnahmen gehören, die einem Bildhauer als Vorlage für die Herstellung einer Büste des Kaisers dienen sollte, – auch diese Information verschweigen uns die Autoren.

Jörg Kirschstein

Henrik Schulze: Militärgeschichte Jüterbog 1792–2014 in 4 Bänden. Jammerbock, Bd. 3: Die Wehrmacht (1935–1945). Hoppegarten, OT Hönow: Verlag Dr. Erwin Meißler 2016. 670 S., zahlr. Abb., 21 Karten, 43 Tabellen und Schemata. Jammerbock, Bd. 4: Sowjetarmee, deutsche Streitkräfte und Konversion (1945–2014), Jüterbog: Selbstverlag 2018. 672 S., zahlr. Abb., 16 Karten, 18 Schemata.

Im Dezember 2018 konnte der Autor Henrik Schulze, ehrenamtlicher Chronist der Stadt Jüterbog, in seiner Heimatstadt den von der sehr interessierten Öffentlichkeit nahezu ungeduldig erwarteten vierten Band seiner Militärgeschichte vorstellen. Die Resonanz war stark, der Saal übertoll, sogar für Stehplätze wurde es eng. Verwundern kann dies nicht, haben doch die meisten Besucher die Zeit der Anwesenheit sowjetischer Truppen bis zum Abzug des letzten Soldaten miterlebt. Der dritte Band war schon im Jahr 2016 präsentiert worden. Auch er hatte die ihm gebührende Aufmerksamkeit erfahren. Damit liegt nun das Ergebnis eines umfangreichen und unvergleichlich aufwendigen Arbeitsvorhabens vor.¹ Es umfasst – geht man von der eigentlichen Entwicklung Jüterbogs zur Garnisonsstadt im Jahre 1890 aus (siehe Bd. 1, S. 15) – den Zeitraum von 104 Jahren ständiger Militärpräsenz, zuerst des Kaiserreiches, danach der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und schließlich der Sowjetarmee; gefolgt von Jahren der Konversion, die längst noch nicht beendet sind und weiterhin enorme Kosten verursachen werden.

Der dritte Band, bewusst beginnend mit dem Jahr 1935, dem Zeitpunkt der Umorganisation der Reichswehr zur Wehrmacht, führt vor, wie innerhalb von zehn Jahren eine bis dahin nie gekannte Präsenz des Militärs in Jüterbog erreicht wurde, die schnell in den Krieg führte und schließlich in der Katastrophe endete. Bereits Anfang der 1930er Jahre galt Jüterbog als einer der größten Truppenübungsplätze in Deutschland mit der Besonderheit, dass hier gleichzeitig Heer/ Artillerie und Luftwaffe übten (S. 19) bzw. entsprechende Verbände in der Stadt und Umgebung stationiert waren und wurden. Mit dem Auf- und Ausbau der Wehrmacht erfolgten in den Jahren 1935–1938 beträchtliche flächenmäßige Erweiterungen. Das betraf zunächst das traditionell für Schießübungen genutzte Gelände nördlich der Stadt, geschuldet der Entwicklung von Artilleriewaffen, die nun bis zu 25 km weit schossen. Deshalb mussten die Dörfer Zinna, Mehlsdorf und Felgentreu geräumt werden. Eine andere Veränderung vollzog sich östlich der Stadt, wo sich einst der Pionierübungsplatz des kaiserlichen Heeres befunden hatte, der nach dem Kriegsende 1918 wieder der zivilen Nutzung zurückgegeben worden war (siehe Bd. 1, S. 106–112). Hier etablierte sich jetzt neu, auf ca. 500 Hektar, die Luftwaffe mit ihrem Schieß- und Bombenabwurfplatz Markendorf. Auf beiden Flächen entstanden nun zahlreiche Bauwerke. Besonders umfangreich waren sie auf dem Truppenübungsplatz, wo unter anderem an Nachbauten tschechischer Bunkeranlagen die Wirksamkeit der Artillerie gegen diese Befestigungen erprobt wurde. Ausgebaut wurden Altes Lager, Neues Lager und natürlich auch die „Jüterboger Kasernements“ in der Stadt. Bereits kurz vor 1935 war das NS-Militär dazu

¹ Siehe die Besprechung der Bde. 1 und 2 in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 67 (2016), S. 258–260.

übergegangen, im Bereich des früheren Zentralluftschiffhafens Niedergörsdorf – westlich von Jüterbog gelegen – eine Basis für die im Entstehen begriffene Luftwaffe zu schaffen, aus Tarngründen als „Waldlager“ bezeichnet (Bd. 2, S. 194–198). Nun war die Zeit gekommen, diese Basis rasant weiter auszubauen, und zwar sowohl den Fliegerhorst Altes Lager, die noch junge Fliegertechnische Schule, als auch eine neue Dienststelle, das Luftzeugamt bzw. den Luftpark Jüterbog. Ähnliches vollzog sich auf dem südlich der Altstadt gelegenen Flugplatz Jüterbog-Damm. Er war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges einer der Schauplätze der Konversion der Militärfliegerei des Kaiserreiches (Bd. 2, S. 107–116). Nun wurde hier wieder geflogen und für einen neuen Krieg geübt. Doch das waren noch nicht alle Veränderungen, die in Jüterbog in Gang kamen. Der Buchautor Henrik Schulze hat nämlich in seinem dritten Band die schon früher sichtbare Konzeption weiterverfolgt, stets auch die Entwicklung anderer militärischer Einrichtungen im Umland von Jüterbog mit einzubeziehen. Er nennt 18 Standorte, die aus seiner Sicht direkt oder indirekt eine Rolle spielten. Dazu gehörten beispielsweise der Bombenabwurfplatz Glücksburger Heide (ca. 25 km südlich von Altes Lager), ein Übungsschießplatz der Flak bei Jänickendorf, ein kleiner Flugplatz bei Reinsdorf (Status eines Landplatzes), Rüstungsbetriebe und wichtige Dienststellen des Heeres und der Luftwaffe sowie eine Horchstelle in Treuenbrietzen. Einige dieser Standorte dürften heute weitgehend in Vergessenheit geraten sein. Insgesamt aber zeigen sie, wie die Dichte des Militärs im Raum Jüterbog gewachsen war. Das wird noch deutlicher, wenn man sich die vielen von Schulze beschriebenen, ständig sich verändernden militärischen Dienststellen in der Stadt und auf den Übungsplätzen und Kasernengeländen genauer anschaut. Das waren unter anderem Einrichtungen des Zeugwesens und der Munitionsbereitstellung, Heeresfachschulen, Flugzeugführerschulen, Heeresbau-Amt, Heeresforst-Amt, Sanitätswesen oder Militärseelsorge. Zu den weniger bekannten Aktivitäten des Kriegseinsatzes bzw. der Ausbildung von Fliegern gehörten die Unternehmungen der Fernaufklärer (S. 547–563) sowie der Kamikazeflieger (S. 567–576). Ausführungen zu den Themen „Regimegegner und Widerstandskämpfer“, „Kriegsgefangene, Internierte und Zwangsarbeiter“ sowie „Ende des Krieges/ Einnahme Jüterbogs durch die Rote Armee“ beschließen den dritten Band.

Gemessen an der Quellenlage ist der vierte Band etwas Besonderes. Während für die ersten drei Bände reichlich Archivmaterial zur Verfügung stand – einiges konnte noch gar nicht ausgewertet werden! – ist dies zur Anwesenheit des sowjetischen Militärs nicht der Fall. Selbst die Staats- und Parteiführung der DDR, die zentralen staatlichen Organe, die NVA-Generalität, ja sogar das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) hatten kaum Kenntnis von internen Vorgängen oder Details der Stationierung sowjetischer Verbände. Akten im Zentralen Archiv des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation in Podolsk konnte der Autor nicht einsehen; wiederholte Anfragen bei den zuständigen Botschaften der Russischen Föderation bzw. Weißrusslands blieben unbeantwortet. Deshalb mussten andere Quellen herangezogen werden: Archiv des Bundesnachrichtendienstes (BND), freigegebene Dokumente des US-Geheimdienstes CIA aus der Zeit des Kalten Krieges, Schriftgut des MfS zu Meldungen über Vorkommnisse mit sowjetischer Beteiligung sowie russische „Erinnerungs“-Veröffentlichungen². Wertvoll und aufschlussreich waren Gespräche mit Militärfachleuten beider Seiten bzw. Aufklärern westlicher Nachrichtendienste (vgl. auch das Kap. Aufklärung und Abwehr, S. 525–545). Von großem Nutzen war zudem das Internetforum tausender ehemaliger, in Jüterbog dienender Sowjetsoldaten.

Die Hoffnung nach dem Ende des Krieges im Jahr 1945, dass nun in der alten Militärstadt eine umfassende Konversion einsetzen werde, wahrte nur kurz. Schon bald hatte die sowjetische Militärführung Jüterbog und sein Umland als einen geeigneten Standort bzw. als Übungsfeld für seine Verbände erkannt, zumal der gerade begonnene Kalte Krieg sich schnell ausweitete und dem ostdeutschen Raum darin eine gewichtige Rolle zukam. Das verdeutlichen auch Zahlen, die Schulze im Ergebnis seiner Recherchen präsentieren kann (S. 10): Etwa zehn sowjetische Armeen der Land- und Luftstreitkräfte hatten von 1945 bis 1994 Truppenteile in Jüterbog stationiert. Gut

2 Siehe z.B. Marvej P. Burlakow: Sowjetische Truppen in Deutschland. Moskau 1994.

40.000 Soldaten dienten ständig in der Stadt. Unter Berücksichtigung des zweijährigen Austausch-Rhythmus der Mannschaften (bei Offizieren zumeist drei Jahre) waren es ca. 1,6 Millionen Mann, die auf diese Weise Jüterbog „kennenlernten“, nicht eingerechnet Ehefrauen und Kinder von Offizieren usw. Zur Verdeutlichung der bisher nie dagewesenen Dimensionen des Militärs zwischen 1945 und 1994 einige besonders markante Beispiele: Der Truppenübungsplatz nördlich der Stadt bot sich als „Polygon“, so die russische Bezeichnung, geradezu an, zugleich auch als „Deckungsraum für geschützte Ausweichstellen höherer Stäbe, Platz für Nachrichtenknoten und Versorgungslager“ (S. 57). Dafür entstanden dort zahlreiche Schutz- und andere Bauwerke. Neu hinzu kam ab 1949 der „Heidehof-Truppenübungsplatz Jüterbog-Ost“, dort wo früher der Schieß- und Bombenabwurfplatz Markersdorf gelegen hatte. Doch „Heidehof“ war weit größer: Die Länge in West-Ost-Richtung betrug knapp 24 km, die Breite zwischen 4 und 6 km. Genutzt wurde der westliche Teil als Panzerübungsplatz, der östliche Teil als Luft-Boden-Schießplatz der 16. Luftarmee. Zugleich befanden sich am Rande des Terrains ein Großtanklager für die 20. Gardarmee (Kfz und Panzer) sowie ein Artilleriemunitionslager. Wie auch bei anderen Übungsplätzen lagen hier (im Raum Merzdorf) wichtige „Frontführungsstellen“, gut getarnt und in zahlreichen Schutzbauten untergebracht.

Auch ein Blick auf die Militärobjekte im Umfeld von Jüterbog verdeutlicht die Konzentration militärischer Kräfte. Schulze beschreibt – hinausgehend über „Heidehof“ – zahlreiche weitere Einrichtungen: Bunkerkomplex bei Charlottenfelde (südlich Heidehof), ähnliche Bauwerke bei Frankenförde (westlich Luckenwalde), Standort Glau (nordwestlich Trebbin), den wiederum genutzten Luft-Boden-Schießplatz Glücksburger Heide, Kummersdorf als bedeutendes Logistikzentrum, Flugplatz Sperenberg usw. Großes Interesse dürfte das Sonderwaffenlager Linda/ Stolzenhain finden. Es befand sich auf der Grenze zwischen den Kreisen Jüterbog und Herzberg und gehörte „wohl zu den brisantesten Militäreinrichtungen im Großraum Jüterbog“ (S. 263). Intern trug es die Bezeichnung „2. Zentrales Kernwaffenlager der 12. Hauptverwaltung“ des Ministeriums für Verteidigung der UdSSR. Hier wurden Kernwaffen gelagert und gewartet (S. 236–239). Bei einer derartigen Konzentration militärischer Kräfte blieben natürlich viele Unglücke, Unfälle und Vorkommnisse aller Art nicht aus, beschrieben auf den Seiten 484–508. Zu den schlimmsten gehören zweifellos der Massenabsturz von 13 einmotorigen, zweisitzigen Schlachtfliegern am 4. April 1951 bei Dahme mit 26 Toten; das Eisenbahnunglück am 1. März 1962 bei der Begegnung eines D-Zuges mit einem Panzertransportzug, ausgelöst durch das Schwenken eines Panzerohres, wodurch zwei Reisende des D-Zuges getötet wurden und durch das Entgleisen bzw. Übereinanderschleiben der Panzer etwa einhundert sowjetische Soldaten starben; ein auf den Schienen in Forst Zinna am 11. Februar 1988 stehen geliebener Panzer verursachte das Auffahren eines D-Zuges, wodurch sechs Personen starben und 38 Reisende verletzt wurden. Einem „Bonbon“ sind die Seiten 560–592 vorbehalten. Schulze ist es nämlich gelungen, die sowjetischen Feldpostnummern für Jüterbog zu entziffern – deren Verwendung war ein wichtiger Bestandteil bei der Wahrung der Geheimhaltung. Wie er diesen „Kunstgriff“ realisierte, wird im Buch nicht verraten. Er behält sich die Antwort für seine Buchpräsentationen vor.

Die Gliederung des vierten Bandes ist etwas gewöhnungsbedürftig, da bei der Vorstellung der einzelnen Objekte stets auf die dazu erfolgte Konversion eingegangen wird, mitunter auch an anderer Stelle, aber aus einer anderen Sicht, nochmals kurz behandelt. Wie bereits früher zu den ersten beiden Bänden angemerkt, fehlt ein Index zu den wichtigsten handelnden Personen und Objekten. Dadurch wäre es möglich gewesen, das Gesamtwerk auch zum Nachschlagen praktikabler zu handhaben. Es ergibt sich ohnehin die Frage, ob mit den vier Bänden die Forschung zur Militärgeschichte von Jüterbog abgeschlossen ist. Das ist natürlich nicht der Fall. Zahlreiche Details sollten weiter untersucht werden, beispielsweise zur Verflechtung mit anderen militärischen Versuchs- und Übungsgeländen oder zur Nutzung von Jüterbog für Zwecke der Rüstungsforschung, verbunden mit der Tätigkeit bzw. Anwesenheit von Wissenschaftlern in Jüterbog. Im dritten Band wird auf einen derartigen Bezug hingewiesen (S. 415–419). Ebenso könnte die Rolle von Jüterbog bei der Herausbildung einer Militärelite von 1890 bis 1945 ein spannendes Forschungsthema sein. Die Prognose, dass eines Tages ein „Ergänzungs-Band V“ vorliegt, der dann auch einen Personen- und Sachindex ausweist, dürfte nicht als abwegig erscheinen.

Günter Nagel

Hartwin Spenkuch: Preußen – Eine besondere Geschichte. Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur 1648–1947. Göttingen: v&v unipress 2019. 532 S.

Erkenntnisorientierte Monografie oder zusammenfassendes Handbuch? Diese Frage stellte sich dem Rezensenten nach der Lektüre von Hartwin Spenkuchs breit angelegter neuer preußischer Geschichte. Beides wären lohnende Anliegen, aber eine Rezension sollte doch auch immer im Blick behalten, was ein Buch gern sein möchte. Daher wäre es ebenso falsch, zu hohe wissenschaftliche Maßstäbe an Sachbücher anzulegen, wie aber auch, ein Handbuch wie eine Monografie zu beurteilen.

Spenkuch formuliert einleitend „Leitkategorien“ für sein Buch, das er eher als monografischen Beitrag zur Preußenforschung verstanden wissen will. In seinem Fall ist es der Staat, an dem sich die nahezu dreihundertjährige Geschichte Preußens ausrichten soll. Das ist nun gerade für Preußen keineswegs ein innovativer Zugang, Spenkuch kann aber von der Sinnhaftigkeit dieses methodischen Ansatzes überzeugen. Sein Buch liefert eine facettenreiche Darstellung der Hohenzollernmonarchie vom Westfälischen Frieden bis zu ihrer Auflösung durch die Alliierten 1947 und kann – dieses Fazit lässt sich jetzt schon vorwegnehmen – durchaus als gelungener Beitrag zur Forschung betrachtet werden. Allerdings ergeben sich zuweilen einige Probleme. Das größte besteht darin, dass zwischen Einleitung und Fazit eigentlich nicht wirklich eine erkenntnisorientierte Analyse vollzogen, sondern eher ein breit angelegter, handbuchartiger Forschungsüberblick geliefert wird, der auf einer enormen wissenschaftlichen Literaturbasis fußt. Das Ganze ist vertikal breit aufgestellt. In sieben Kapiteln beschäftigt sich Spenkuch mit der Außenpolitik, der Wirtschaft, den preußischen Regionen, der Gesellschaft, dem politischen System, der Staatskultur und der preußischen Rezeption in der Welt. In der horizontalen Gliederung zeichnet sich klar ab, dass Spenkuchs persönlicher Fokus auf dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert liegt. Das 18. und insbesondere das 17. Jahrhundert kommen in den meisten Kapiteln etwas knapp weg. Gerade im ersten Kapitel zur Außenpolitik wird dabei auch deutlich, dass der Beginn des Betrachtungszeitraums mit 1648 recht willkürlich gewählt zu sein scheint. Spenkuch knüpft damit vermutlich an den vermeintlichen Zäsurcharakter des Westfälischen Friedens als Beginn des Ancien Régimes an, obwohl für Preußens Entwicklung der Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, die Herrschaftsübernahme in Preußen, der Jüliche Erbfolgekrieg oder auch die Reformation wesentlich wichtigere frühere Zäsuren darstellten, während erst mit der Erhebung zum Königreich 1701 der Name „Preußen“ auf das Kurfürstentum Brandenburg übertragen wurde. Das Kapitel zur Außenpolitik vermag in seiner Skizzenhaftigkeit dann auch am wenigsten zu überzeugen. Spenkuch rezipiert alte Mythen vom Expansionsdrang, der durch die vermeintliche Umklammerung Preußens durch „eine Welt von Feinden“ hervorgerufen worden sei. Dies mag frühestens für das friderizianische Preußen ab Friedrich II. zutreffen, aber nicht für das des Großen Kurfürsten. Und selbst im 18. und 19. Jahrhundert entstanden Phasen politischer Isolierung meist als Ergebnis preußischen Expansionsstrebens und nicht umgekehrt. Dass Spenkuch dann gerade die Generalstaaten zum Vergleichsparameter erhebt und behauptet, diese seien auch von aggressiven Feinden umgeben gewesen und hätten nicht expandiert (vgl. S. 19), zeigt, dass sich der Autor hier auf unsicherem Terrain bewegt. Denn zum einen verfügten die Niederlande über gut zu verteidigende natürliche Grenzen, zum anderen waren sie einer der Hauptvertreter der europäischen Expansion im 17. und 18. Jahrhundert.

Wesentlich sicherer argumentiert Spenkuch in den innenpolitischen und kulturellen Kapiteln. Nur selten verlässt er dabei sprachlich den Pfad wissenschaftlicher Sachlichkeit, etwa für seine wiederholten – wenn auch inhaltlich begründeten – Seitenhiebe auf Christopher Clark (vgl. etwa S. 13, 15, 37, 41, 48, 127, 131 und weitere) oder seine doch spürbar politisch gefärbte Betrachtung des kulturellen und politischen Beitrags von NSDAP und SPD (vgl. etwa S. 127–141 und 242–250). Spenkuch betont, dass Preußen spätestens ab 1919 nicht mehr mit Deutschland gleichgesetzt werden kann und gerade auf dem kulturellen und politischen Sektor ein eher liberales Gegengewicht zum zusehends nach rechts abdriftenden Gesamtnationalstaat bildete. Die im Titel angesprochene „Besonderheit“ Preußens macht er an einer Reihe von Faktoren fest: etwa der geografischen Mittellage im Herzen Europas, die das Land politisch und kulturell immer ein wenig zwischen West- und

Osteuropa schwanken ließ, oder dem Pietismus, der als „Beamtenreligion“ einen Gegenentwurf zum englischen Puritanismus als „Unternehmerreligion“ (S. 344) bildete und sich mit dem paternalistischen Staatsverständnis in Preußen deckte.

Formal nicht ganz nachvollziehbar erscheint die Entscheidung des Autors, seine Belege in Sammelfußnoten zusammenzufassen, von denen es meist nur eine pro Druckseite gibt. Dies fördert weder die Übersichtlichkeit und Nachvollziehbarkeit, da der Leser sich die entsprechenden Belege mühsam herausuchen muss, noch spart es Platz, insbesondere, weil ein und derselbe Titel mitunter mehrfach in derselben Fußnote zitiert wird, da er sich unterschiedlichen Textabschnitten zuordnen lässt.

Die aufgeführten Kritikpunkte sollen jedoch nicht vom vorweggenommenen Fazit ablenken. Hartwin Spenkuch hat mit dem vorliegenden Band einen fundierten, faktenreichen Beitrag zur Preußenforschung vorgelegt.

Alexander Querengässer

Umkämpfte Wege der Moderne. Geschichten aus Potsdam und Babelsberg 1914–1945, hrsg. von Jutta Götzmann/Wenke Nitz (im Auftrag der Landeshauptstadt Potsdam, Der Oberbürgermeister; Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte). Petersberg: Michael Imhoff Verlag 2019. 166 S., zahlr. Abb.

Das Potsdam Museum hat 2018/19 das zweiteilige Sonderprojekt „Umkämpfte Wege der Moderne“ durchgeführt. Der ersten kunsthistorischen Ausstellung über „Wilhelm Schmid und die Novembergruppe“ (29.9.2018–27.1.2019) folgen nun „Geschichten aus Potsdam und Babelsberg 1918 bis 1945“. Mit diesem historischen Vergleich wird Neuland betreten.

Im hier anzuzeigenden Katalog zum zweiten Teil des Moderne-Projekts geht es zunächst noch nicht um die eigentliche Stadtgeschichte, sondern wesentlich um Kunst- und Kulturgeschichte. Das von der Mitherausgeberin und Kunsthistorikerin Jutta Götzmann seit 2008 geleitete Potsdam Museum hat sie als ein Forum für Kunst und Geschichte profiliert. Die beiden Aspekte sind bisher und auch bei dem Moderne-Projekt ungleich gewichtet.

Der Kunstaspekt hat im Vergleich zum Geschichtsaspekt einen hohen Stellenwert: Das Potsdam Museum „sammelt, bewahrt und erforscht [...] Kunstwerke, historische Sachquellen und Dokumente zur Geschichte und Kultur der Stadt vom Mittelalter bis zur Gegenwart“. Zu den Sammlungsschwerpunkten gehören die Bereiche „Bildende Kunst, Fotografie, Militaria, Alltagskultur und Angewandte Kunst, Schrift und Druck“.¹

Das Potsdam Museum präsentiert sich mehr als Kunst- denn als Stadtmuseum und vernachlässigt die Stadt-, Sozial- und Zeitgeschichte der Landeshauptstadt. Dies ist auch bei dem Projekt „Umkämpfte Wege der Moderne“ so und zeigt sich in dem Katalog des zweiten Teils des Ausstellungsprojekts: Die Neugier auf die Geschichte von Potsdam und Babelsberg wird zunächst wenig befriedigt. Der Begleitband wird eingeleitet mit sieben „kulturhistorischen“ Essays (55 Seiten) zum Diskurs über das „Neue Museum“ (Birgit-Katharine Seemann), die „historische Schwelle 1890–1930“ (Christof Dipper), Einstellungen zu Revolution und Weimarer Demokratie (Ursula Büttner), „Medialität der Moderne“ (Fabio Crivellari) und zu Hohenzollern und Potsdam (Jörg Kirschstein) – alles kultur- und kunsthistorisch durchaus interessante Themen, die aber wenig Berührungspunkte mit der Geschichte von Potsdam aufweisen.

Erst nach diesen Texten kommt die Mitherausgeberin und Ausstellungskuratorin Wenke Nitz auf das Thema „Umkämpfte Zukunft. Potsdam und Babelsberg als Spiegel der gespaltenen Republik“ zu sprechen. Die Historikerin gibt einen fundierten Überblick über die politische, soziale und historische Entwicklung der beiden früher getrennten Städte: „Im Fall von Potsdam und Babelsberg kann man überspitzt die Residenz und Garnison Potsdam der Industriestadt Babelsberg gegenüberstellen, den

¹ URL: <https://www.potsdam-museum.de/ueber-uns/willkommen> (Zugriff: 28.7.2019).

sprichwörtlichen ‚Geist von Potsdam‘ dem ‚roten Nowawes‘.“ (S. 60) Dieses Gemeinwesen wurde 1939 in Potsdam eingemeindet.

Eine interessante Verbindung wird am Beispiel der Gründung der Nowaweser Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold – ein sozialdemokratisch dominierter „Zusammenschluss der republikfreundlichen Parteien und Gewerkschaften“ (S. 61) – im Oktober 1924 gezeigt: Die Teilnehmer (und Teilnehmerinnen?) trafen sich in einer Nowaweser Gaststätte, marschierten zur Bannerweihe nach Potsdam, veranstalteten einen „Ummarsch“ und feierten zum Abschluss wieder in Nowawes. Nitz erinnert weiter an den „Kapp-Putsch“ 1920 und den „Flaggenstreit in Potsdam“ zwischen dem (vermutlich deutschnationalen?) Potsdamer Oberbürgermeister Arno Rauscher und dem preußischen Innenminister Carl Severing (SPD) 1924. Der Potsdamer Magistrat bevorzugte statt der Farben der Weimarer Republik Schwarz-Rot-Gold die alten Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot, was nach jahrelangen Auseinandersetzungen als Sieg festgestellt wurde.

Diesem informativen historischen Essay folgen zwei Texte der Mitherausgeberin Jutta Götzmann über Potsdamer Kunstströmungen in der Weimarer Republik und von Anja Tack zu Kunst und Künstlern im Nationalsozialismus. Ab Seite 86 wird endlich auf die in vier Räumen gezeigte stadthistorische Ausstellung eingegangen.

Die Texte zur Ausstellung stammen von der Kuratorin Wenke Nitz und Jan Kostka. Sie beginnen mit dem Thema „Ehemalige Residenz – Garnison – Alltag“ und Steckbriefen der früher selbstständigen Städte Potsdam und Nowawes/ Babelsberg: Zahlen der Einwohner/innen, Flächen, Wohndichte und Religionszugehörigkeit sowie Daten aus der Personenstandserhebung 1931. Die Ergebnisse der Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung zwischen 1919 und 1933 zeigen unterschiedliche und in der Ausstellung thematisierte Entwicklungen. Zu Beginn der Weimarer Republik 1919 entfielen in Potsdam auf die Einheitsliste (Deutschnationale Volkspartei – DNVP, Deutsche Demokratische Partei – DDP, Deutsche Volkspartei – DVP und die katholische Deutsche Zentrumspartei – Zentrum) mit 63,9 % fast zwei Drittel der abgegebenen Stimmen, während die Sozialdemokratische Partei – SPD und die Unabhängige Sozialdemokratische Partei – USPD nur auf 21,2 bzw. 14,9 % kamen. 1933 zeigte sich ein völlig verändertes Bild bei der nicht mehr unter demokratischen Verhältnissen durchgeführten Wahl, als auf die NSDAP 41,5 und die DNVP 29,7 % und damit mehr als Zwei Drittel auf rechtsextreme Parteien entfielen. Die SPD kam nur noch auf 18 und die KPD gerade auf 4,2 %.

Völlig anders waren die politischen Verhältnisse in Nowawes/ Babelsberg. In deren Gemeindevertretung bzw. Stadtverordnetenversammlung errangen 1919 die SPD 28,3 und die USPD sogar 38,5 % – im Vergleich zur DNVP mit 33,2 % hohe Zahlen. Die DNVP hatte ihren Stimmenanteil 1924 auf 38,9 % gesteigert, konnte aber die zerstrittene „Linke“ – SPD (33,3 %) und KPD (13,9 %) – nicht erreichen. 1929 erhielten die SPD sogar 40,6 und die KPD 19,3 %. 1933 war die politische Stimmung gekippt: 33,8 % hatten die NSDAP und 12 % die DNVP gewählt, während auf die SPD immerhin noch 29,2 und die KPD 17,5 % entfielen.

Diesen unterschiedlichen politischen Verhältnissen entsprachen die – allesamt abgebildeten – Bürgermeister von Potsdam und Babelsberg: Kurt Vosberg (1863–1940) ist 1924 als Oberbürgermeister von Potsdam zurückgetreten. Ihm folgte der erwähnte Arno Rauscher (1874–1950), der 1934 in den Ruhestand ging. Der Potsdamer Oberbürgermeister von 1934 bis 1945, Hans Friedrichs, gehörte seit 1932 der NSDAP an, der Babelsberger Bürgermeister in den Jahren von 1935 bis 1939, Kurt Benz, war sogar schon 1926 „Parteigenosse“ geworden. Als einziger politischer Kontrast agierte der 1925 zum Ersten Bürgermeister von Nowawes gewählte Walter Rosenthal – aber nur bis zu seiner durch Drohungen erzwungenen Versetzung in den Ruhestand 1933.

Potsdam blieb ein „beliebter Ort von militärischen Traditionsvereinen, was auch in der Gründung des Garnisonsmuseums 1923 deutlich wird“ (S. 97). Zum militärischen Erbe gehört auch das seit 1724 bestehende Militärwaisenhaus, das 1934 in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) umgewandelt wurde. Mit dem Militarismus eng verbunden war das Preußentum, wie sich 1921 bei der Beerdigung der ehemaligen deutschen Kaiserin Auguste Victoria zeigte. Das Wirtschaftsleben Potsdams bestimmte wesentlich das Dienstleistungsgewerbe mit Delikatessenhandlungen, Schuh-

machern und Schneidereien usw. In Babelsberg wiederum befanden sich Industriebetriebe wie die Lokomotivfabrik Orenstein & Koppel und die Schallplattenproduktion der Electrola sowie die UFA, „bei der Ende der 1930er Jahre etwa 4.500 Mitarbeiter*innen tätig waren“ (S. 105). In Potsdam spielten noch Verlage eine wichtige Rolle wie der Gustav Kiepenheuer Verlag und nicht zu vergessen die Zeitschrift *Die Weltbühne*. Die politischen Auseinandersetzungen in der Weimarer Zeit spiegeln sich in umkämpften Lokalen wider. „Ab 1931 verzeichneten Polizei- und Presseberichte monatlich [...] Saal- und Straßenschlachten in Potsdam und Nowawes.“ (S. 116)

Weitere Themen befassen sich mit dem unterschiedlichen Vereinsleben in Potsdam – eher militärisch – und Babelsberg – zum Beispiel dem „Arbeiter-Sport- und Kultur-Kartell Nowawes“. Das Spektrum der Organisationen umfasste neben Sport- und Gesangsvereinen auch den Arbeiter-Samariter-Bund und die örtliche Arbeiter-Esperantogruppe. Es wird auf das Schulleben ebenso hingewiesen wie auf die Bedeutung des Tourismus sowie auf politische Veranstaltungen, wie den 1932 abgehaltenen Reichsjugendtag der Hitler-Jugend und den Tag von Potsdam am 21. März 1933 mit der Eröffnung des neuen Reichstages in der Garnisonkirche. Deren Nachbau ist ein bis heute umstrittenes Thema der Stadtpolitik.

Der städtische Raum wurde zunehmend nationalsozialistisch angeeignet. Daher wird im folgenden Raum auf die Verfolgung, den Krieg und die Zerstörung der Stadt eingegangen. Dies wird exemplarisch ausgeführt an den jüdischen Verfolgten Ernst Nathan, der sich im Exil Ernest Nash nannte, sowie Betty Apriasky, die über Zwischenstationen nach Israel emigrierte, und Beata Rosenthal, die über Indien in die USA auswanderte und 2004 mit ihrem Ehemann den Freitod suchte. Nur von Apriasky werden zwei Abbildungen gezeigt. Die letzte Biografie ist dem Sozialdemokraten Hermann Maaß gewidmet, der auf einem Foto mit seiner Familie zu sehen ist. In dessen Babelsberger Haus fanden Gespräche zwischen dem Hitler-Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg und anderen Akteuren des 20. Juli 1944 statt. Maaß wurde deswegen am 20. Oktober 1944 vom „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt und zwei Stunden darauf hingerichtet. Zur Geschichte des Krieges gehören weiterhin Zwangsarbeiter/innen, Flüchtlinge und der britische Bombenangriff am 14. April 1945, dessen Resultat auf einer Abbildung zu sehen ist. „Die 1.593 Todesopfer waren überwiegend Zivilist*innen.“ (S. 143) Abschließend werden im fünften Raum Potsdamer Künstlerinnen und Künstler mit Exponaten aus der Sammlung des Potsdam Museums vorgestellt, worauf in dieser Besprechung nicht weiter einzugehen ist.

Die auf die Stadtgeschichte bezogenen Informationen geben den Ausstellungsbesucherinnen und -besuchern ebenso wie den Menschen, die nur die Begleitpublikation lesen, einen guten Überblick über die Geschichte von Potsdam und Babelsberg in der Zeit der Weimarer Republik. Es ist zu wünschen, dass die hier angesprochenen Themen in weiteren Ausstellungen vertieft werden. Da Potsdam leider über kein Institut für Stadtgeschichte verfügt, das Zentrum für Zeithistorische Forschung und das Historische Institut der Universität Potsdam andere Interessenschwerpunkte haben, liegt auf dem Potsdam Museum eine große Verantwortung.

Kurt Schilde